Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 64 (2019)

Artikel: 50 Jahre Skandinavistik in der Schweiz : eine kurze Geschichte der Abteilungen für Nordische Philologie an der Universität Basel und der Universität Zürich 1968-2018

Autor: Glauser, Jürg

Kapitel: III.5: Erinnerungen, Emotionen, Geständnisse

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858044

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Doch auch ‚ausserhalb' und ‚nach' der Universität und *Schweizerischen Gesellschaft für Skandinavische Studien* findet Vermittlung von skandinavistischen Inhalten in den unterschiedlichsten Formen und Medien statt. Auch wenn das Studium der Nordischen Philologie nicht zu einem bestimmten Beruf führt, sind Absolventinnen und Absvolventen des Fachs, in erster Linie ehemalige Doktorierende und Assistierende, aber keinesfalls nur auf diese beschränkt, in Zeitungen, Radio, Fernsehen, in Buchverlagen, in Bibliotheken, Archiven, Museen und in zunehmendem Grad auch in Fachhochschulen tätig.

III.5. Erinnerungen, Emotionen, Geständnisse

Für den folgenden Block wurden wie eingangs erwähnt ehemalige und heutige Studierende und Mitarbeitende der Abteilung für Nordische Philologie des Deutschen Seminars der Universität Zürich und des Seminars für Nordistik der Universität Basel gebeten, in kurzer Form einige für sie besonders prägende Erinnerungsbilder festzuhalten. Ausser einer ungefähren Umfangsangabe wurden dabei keinerlei Vorgaben gemacht.

Studienwahl, Studienmotivation

Eldrid Hågård Aas: *Høst i akvariet*

Þarna kemir maturinn, það er alltaf svo gaman að borða í flugvél. Oktober 2000: Jeg sitter i „akvariet" i Deutsches Seminar i Zürich. Høstlig sol på trærne utenfor, inne sitter jeg som fersk nordiskstudent og lærer mine første, minneverdige setninger på islandsk. To måneder er det siden jeg flyttet fra familie, venner og jobb i Norge til en helt ny start i Sveits. Hva vil livet i det nye landet bringe? Hva vil det nye studiet bringe?

Her jeg sitter og ser tilbake på denne høstdagen fra fortiden, skal jeg ærlig innrømme at jeg ikke husker om det faktisk var sol. Men jeg vet at det etter hvert ble seks år med nordiskstudier i Zürich, delvis overlappende med femten år som norsklektor i Basel. Nordiskfaget i Sveits har vært med meg en stor del av livet mitt. Hva sitter jeg tilbake med etter alle disse årene?

Er nordiskfaget en trygg, liten boble, et tilfluktsrom for dem som liker å fordype seg i språklige og litterære finurligheter, med sikker avstand til samfunnet rundt? Skal man se på verden med kun økonomiske og politiske briller – noe jeg riktignok mener man ikke skal – kan jeg gjerne innrømme at det jeg drev med i løpet av studietiden, ikke har forandret verden i stor grad. Det jeg fant ut om språk i norske tegneserier, har aldri påvirket språkpolitikken. Min oversettelse av hele Gríms saga loðinkinna fungerte aldri som bidrag i me too-debatten: *Hun tyktes ham å være særs ukysselig, for en snørrdråpe hang ned foran kjeften på henne.*

Men er det noe samfunnet i høyeste grad trenger, så er det (i tillegg til språkkunnskaper) mennesker som kan lese krevende tekster, som kan se bak ordene og trekke egne slutninger, som kan systematisere og som kan legge fram et saksforhold på en ryddig måte. Verden har bruk for mennesker som har språket i sin makt. Dette er ferdigheter som er viktige for meg personlig og som jeg bruker hver eneste dag i jobben min.

Det var ikke nordiskfaget i Zürich som hadde fått meg til å flytte til Sveits, men det var det som fikk meg til å bli der. Ikke alle veivalg i livet er like grundig planlagt. På reisen gjennom tilværelsen lærer du noe her og knytter kontakter der, noen muligheter åpner seg og andre

lukkes. Hadde jeg trodd, der jeg satt i akvariet den høstdagen i 2000, at universitetene i Zürich og Basel ville bli en del av livet mitt de neste 18 årene? Neppe. Jeg hadde tatt et veivalg i livet, men visste ikke mye om de neste veivalgene.

Jeg så med positiv forventning på studiet som lå foran meg. I ettertid vet jeg at jeg hadde grunn til å glede meg. For når jeg nå ser tilbake, så er det ikke bare kunnskapene og ferdighetene fra studiet jeg sitter igjen med. Så mye moro jeg hadde! Så mye rart jeg opplevde! Så mange fine mennesker jeg møtte! *Og sást aðeins glitra í tár í augunum, hvort sem það var nú af söknuði eða kannski bara þreytu.*

Petra Bäni Riegler: *Erinnerungen, einige Gedächtnisfragmente aus der Studienzeit*

Das Studium liegt acht Jahre, das Doktorat gerade einmal ein Jahr zurück und einen Erinnerungstext über diese Zeit zu schreiben stellt mich heute vor eine schwierige Aufgabe. Über welche vergangenen Momente und Situationen soll ich schreiben? Nennenswert sind dieser viele. Im Gedächtnis fest eingeprägt sind Erinnerungen an die jährlichen Exkursionen nach Skandinavien, welche nachhaltige Gefühle fürs entsprechende Land, die Natur und die Kultur hinterlassen haben. Aber genauso wichtig war auf diesen Reisen die gemeinsam verbrachte Zeit mit meinen Studienkollegen und -kolleginnen. An meinem inneren Auge ziehen Bilder von einer Wanderung auf Bergens höchstgelegene Erhebung vorbei, auf welcher Klaus Müller-Wille, damals Oberassistent in Basel, chic im weissen Hemd und mit Kittel bekleidet wie ein Dichterpoet auf den Gipfel steigt, während wir keuchend hinterher trotten. Wilde Busfahrten über die Insel Gotland (mit Prof. Glauser am Steuer) gehören in dieselbe Kategorie an Reiseerinnerungen, wie auch die vielen Stunden, die wir schwitzend oder von starkem Wind zerzaust vor den zahlreichen mittelalterlichen Kirchen auf der Ostseeinsel verbrachten, um den Vorträgen zu Entstehungszeit, Überlieferung und Deutung der Kirchen und Wandmalereien unserer Mitstudierenden zuzuhören – gefühlt tagelang. Wie ich am Schreiben bin, merke ich, wie die Bewegung der Hand Erinnerungen heraufbeschwört und Bilder erzeugt, wie auch Gerüche und Geschmäcke an bestimmten Orten Erinnerungen wachrufen. Dabei denke ich natürlich an Marcel Prousts berühmtes Madeleine in *À la recherche du temps perdu.* Doch was hat Herr Proust in einem nordistischen Aufsatz zu suchen und weshalb gelange ich an dieser Stelle auf Abwege ? Mit dieser Anekdote kommt mir nämlich gerade das Werk des finnlandschwedischen Modernisten Henry Parland in den Sinn, der mit seinem unvollendeten und fragmentarischen Roman *Sönder (Om framkallning av veloxpapper)*, entstanden 1929–1930 in Kaunas, Litauen, ein kleines Meisterwerk geschaffen hat. Auch dieses handelt vom Versuch schreibend und mit Hilfe von Fotografien an verschüttete Erinnerungen an Amy (nicht an Madeleine) zu gelangen. Was als Romanprojekt in den Augen des schreibenden Protagonisten (auch dieser heisst Henry Parland) misslingt und schliesslich in seiner fragmentarischen Form verworfen wird, gilt so nicht für das Buch, das von dieser Metafiktion handelt. Ich erinnere mich, wie sehr mich der Inhalt und v. a. die gewählte literarische Form dafür in meinem Masterjahr nachhaltig beeindruckt haben und es noch heute tun. Denn worum es hier und heute geht ist ein solches Fischen nach Bildern aus den Tiefen des Bewusstseins (wie sie Parland formuliert), die erst jetzt, im Prozess des Schreibens wieder an die Oberfläche gelangen. Wie ich also so am Tümpel meiner Vergangenheit sitze und warte, dass etwas geschähe, kommt mir mein erstes traditionell gefeiertes Lucia-Fest im Jahre 2004 im Kellergewölbe des Nadelbergs 4 (dem ehemaligen Standort der Nordistik) in den Sinn. Auf Karin Naumanns Regie hin

haben wir (Teilnehmende vom Schwedisch-Kurs) uns in weisse Gewänder gehüllt, Lametta ins Haar gedreht und sind mit brennenden Lichtern und singend ins Gewölbe abgestiegen – zum Amüsement der restlichen Nordisten und Nordistinnen, die doch im Anschluss an den besinnlichen v. a. auf den sinnlichen Part, nämlich den stärksten Glögg in Basel warteten. Nach Karins Pensionierung sind wir dann (leider) jeweils direkt bei Part II eingestiegen.

Nun ploppen Bilder auf, wie ich am ersten Tag meines zweiten Studiums, berauscht vor Glück und glücklich über meinen eigenen Mut Neues zu wagen, an die Uni radle, um in die weite Welt der skandinavischen Sprachen, Literaturen und Kulturen einzutauchen. Der Entscheid dazu hat sich rückblickend als der beste meines Lebens herausgestellt. Andere (gute) folgten daraus. Zum Beispiel wie ich an einem Tag mit einer Ausschreibung zu einem internationalen Netzkurs von der Åbo Akademi zu Kinderliteratur im Assistierendenbüro stehe und frage, ob und wie ich dieses ins Studium einbauen könne. (Es wurde möglich gemacht und hatte weitreichende Auswirkungen). Dies ein weiterer Gedächtnisfetzen, dem neue Ausschnitte folgen, lückenhaft und etwas willkürlich, etwa wie … ach und was ist denn aus all den Erinnerungen geworden?

Die Reisen, das Erlernen der Sprachen, die tiefe Auseinandersetzung mit der Literatur, das Entwickeln von eigenen Interessen und diesen zu folgen haben mich immer wieder in die Bibliothek und an den Schreibtisch, nach dem Studium an verschiedene Sprachschulen, schliesslich ins Bundesamt für Kultur und in die Forschung geführt. Dank des Studiums der Nordistik, einem Fach, in dem vieles möglich war und ist, in dem die Studierenden in ihren Interessen unterstützt werden, kann ich rückblickend immer wieder auf das phantastische Gefühl meines ersten Studientags zurückgreifen, nämlich, dass es sich lohnt; den eigenen Interessen zu folgen, wenn auch das Fach noch so klein ist, das gewählte Thema noch so einer Minorität zugehörig und dem Umfeld die Frage nach der Wirtschaftlichkeit eines solchen Studiums noch so sehr auf den Lippen liegt. Es lohnt sich. Und nun muss ich noch in die Bibliothek, Bücher zurückbringen, auch daran erinnere ich mich.

Nathalie Christen: *Wenn das Nebenfach zur Hauptsache wird*

Zu den meistbeantworteten Fragen eines jeden Studierenden der Nordischen Philologie gehört wohl diejenige nach dem Beweggrund für die Wahl des Fachs – natürlich dicht gefolgt von der obligaten Frage nach den Zukunftsplänen. Auch unter den Studierenden findet gern ein Austausch über die Hintergründe der Studienwahl statt, und ich finde es immer wieder beeindruckend zu hören, welch spannende Geschichten sich manchmal hinter der Entscheidung für das Studienfach verbergen.

Meine Beziehung zur Skandinavistik beginnt nämlich sehr profan. Mit der festen Überzeugung, mich im Sommer nach der Matura an der Universität Basel für Geschichte und Germanistik einzuschreiben, habe ich den Informationstag für MaturandInnen besucht. Auf der Suche nach Informationen zu meinen Wunschstudienfächern wurde ich am Stand der Nordischen Philologie aufgehalten und von dem für die SkandinavistInnen ganz typischen Elan für das Fach angesteckt. Die Idee, die Sprachen und die Literaturen gleich mehrerer Länder entdecken zu dürfen, hat mich nicht mehr losgelassen, aber wie es so oft um das Unbekannte steht, hat bei der Anmeldung für das Studium doch der Mut gefehlt, mehr als das kleine Nebenfach dieser für mich doch exotischen Philologie zu belegen.

Der Engelhof am Nadelberg 4 beherbergte zu meinem Studienbeginn die Germanistik, die Slavistik und die Nordistik und es hat mich nachhaltig beeindruckt, dass in den einzelnen Abteilungen unter diesem Dach ganz unterschiedliche Stimmungen herrschten. Die in den schon damals eher überfüllten Kurse der Germanistik vorherrschende Anonymität stand in einem eklatanten Gegensatz zu den übersichtlichen und dementsprechend intensiveren Veranstaltungen der Nordistik, ähnlich verhielt es sich mit den Bibliotheksräumen: Mit der (auch architektonisch) beeindruckenden germanistischen Bibliothek im Dachstock konnte der Bibliotheksraum 220 der Nordistik eigentlich nicht mithalten. Dennoch oder gerade wegen seiner Übersichtlichkeit wurde dieser Raum mit seiner ganz eigenen Stimmung schnell zu meinem häufigsten Aufenthaltsort zwischen, vor und nach den Kursen, was auch mit dem uns „Erstis" entgegengebrachten Wohlwollen vonseiten der fortgeschrittenen Studierenden zu tun hatte, während die Bibliothek der GermanistInnen eine geradezu erdrückende Gelehrheit ausstrahlte, die mich von längeren Besuchen abhielt.

Und mein Hauptfach Geschichte? Die eher marginale Stellung in diesem Text entspricht dessen Rolle im ersten Studienjahr. Die vermeintlich grosse Auswahl an Veranstaltungen relativierte sich durch den Studierenden zugewiesene Proseminare, und den Taten des *Römer Claudius* im gleichnamigen Seminar konnte ich beim besten Willen kein Interesse entgegenbringen. Damit konzentrierte ich mich während des ersten Studienjahres weder angemessen auf das zu absolvierende kleine Latinum noch auf mein Hauptfach, sondern investierte meine Zeit in die Lektüre verschiedenster skandinavischer Erzählungen und Romane sowie in den Norwegischunterricht. Zu gross war die Neugierde auf die in der *Einführung in die skandinavische Literaturgeschichte* vorgestellten Texte, die mir aufgrund meiner mangelnden Sprachkenntnisse und nicht vorhandener deutscher Übersetzungen verschlossen blieben. Mithilfe diverser Wörterbücher quälte ich mich nach zwei Semestern Unterricht durch einen norwegischen Kriminalroman, um dem Hunger nach Lektüre in der Originalsprache möglichst schnell beizukommen. War die literarische Qualität des Romans wohl nicht über alle Zweifel erhaben, so eröffnete er mir doch die Tür zu der mir bisher noch kaum bekannten Welt der skandinavischen Literaturen, und damit war es endgültig um mich geschehen: Entgegen zahlreicher gutgemeinter Ratschläge, damit keine Gymnasiallehrerinnenkarriere einschlagen zu können, wechselte ich mein Hauptfach und konzentrierte mich fortan gemäss Curriculum vor allem auf das Studium der Nordischen Philologie, um mich dort insbesondere mit der neueren skandinavischen Literaturwissenschaft auseinanderzusetzen. Die Faszination für die Literatur Skandinaviens ist bis heute ungebrochen und ich darf ihr heute in einer Dissertation über skandinavische Gegenwartsliteratur nachgehen. Und so nimmt der Kriminalroman von Anne Holt in meinem Bücherregal unter den mittlerweile zahlreichen skandinavischen Werken bis heute einen Ehrenplatz ein.

Maja Egli: *Vom Gefühl, das richtige Studienfach gewählt zu haben*

Nordistik? Was kann man denn später damit machen? Viele Nordistinnen und Nordisten kennen diese Frage wohl nur zu gut. Ich musste sie während meines Studiums immer wieder beantworten, und das war gar nicht so einfach. Die berufliche Zukunft hatte mich bei der Wahl der Studienfächer aber nicht interessiert: Vor meiner Matura blätterte ich einen Katalog mit dem Angebot der Universität Basel durch und stiess dabei auf die Nordistik. In der Beschreibung stand, dass man sich in diesem Fach unter anderem mit der altnordischen Mythologie

beschäftige. Mich als Tolkien-Fan hatte das sofort angesprochen. Ein Gespräch mit Klaus Müller-Wille, damals Assistent an der Abteilung für Nordische Philologie in Basel, bestärkte mich in der Überzeugung, dass die Nordistik das richtige Studienfach für mich ist: ein spezielles und intensives Literatur- und Sprachstudium, das auch gut zu meinem zweiten Studienfach, der Germanistik, passen würde. Es sei wie ein „Zückerchen" obendrauf, meinte Klaus.

Die Basler Nordistik war während meiner Studienzeit (2004–2011) im Deutschen Seminar am Nadelberg 4 beheimatet. Das war ein wunderbarer Ort, an dem ich auch im Anschluss an die Lehrveranstaltungen viel Zeit verbrachte. Bei gutem Wetter im Innenhof und bei Kälte und Regen im Raum 220, in welchem sich die Nordistik-Bibliothek befand. Auch die Erstsemestrigen-Begrüssungsapéros, Infoanlässe und kleine Lehrveranstaltungen wurden darin abgehalten. Wissenschaft und Geselligkeit sozusagen in einem Raum vereint. Ein guter Raum.

Mein Studium war stark geprägt durch meine Begeisterung für das Altnordische und das Neuisländische, die sich durch die Lehrveranstaltungen bei Prof. Jürg Glauser und Isländisch-Lektorin Ursula Giger immer weiter entfalten konnte. Höhepunkt war schliesslich ein 1jähriger Aufenthalt während des Masterstudiums an der Háskóli Íslands in Reykjavík (2009/2010), wo ich den Studiengang „Íslenska fyrir erlenda stúdenta" besuchte. Dieser beinhaltete Kurse zur isländischen Sprache und Literatur sowie zur Geschichte und Politik Islands. Ich konnte auch miterleben, wie sich die Finanzkrise auf die isländische Gesellschaft auswirkte und wie der Vulkan Eyjafjallajökull ausbrach. Durch die Lektüre isländischer Zeitungen und eigene Beobachtungen wurde mir bewusst, dass ich Island zuvor mit einer rosaroten Brille betrachtet hatte und dass es auch auf dieser Insel Dinge gab, die mich traurig oder wütend machten. Die atemberaubende Natur, stundenlange Aufenthalte in Cafés, Buchhandlungen und Hot Pots sowie gemütliche Strickabende liessen mich das manchmal aber wieder vergessen. Es war ein lehrreiches, aufregendes und schönes Jahr. Trotzdem kam ich auch gerne zurück in die Basler Nordistik. Der Zeitpunkt war günstig, da Island im Folgejahr (2011) als Gastland an der Frankfurter Buchmesse auftrat und deshalb mehr Aufmerksamkeit erhielt. So konnte ich meine neu erworbenen Isländisch-Kenntnisse bei diversen Gelegenheiten erproben. Dadurch wurde auch das Loch ausgefüllt, welches sich nach längeren Auslandaufenthalten manchmal vor einem öffnen kann.

Zugegebenermassen war aber auch in der Nordistik nicht immer alles perfekt. Das Lehrangebot war recht klein und die Seminare wurden teilweise zu stark von Referaten bzw. Sitzungsleitungen durch Studierende dominiert, während Theorie und Methoden etwas zu kurz kamen. Es handelt sich hierbei aber wohl nicht um Nordistik-spezifische Probleme.

Es gäbe noch vieles, über das ich berichten könnte: die legendäre Norwegenexkursion im Sommer 2005 (30 Grad Celsius in Oslo, Wind und Regen bei der „fisketur" in Bergen), die Mitarbeit in der Fachgruppe, Freundschaften, den Masterabschluss, die Zeit als Assistentin in der Zürcher Nordistik, die Entscheidung, einen anderen Weg als den akademischen zu gehen. Es war ein facettenreiches Studium, das in guten und schlechten Zeiten immer viel Platz in meinem Leben einnahm.

Heute bin ich Bibliothekarin in der Bibliothek des Kunstmuseums und des Kunsthistorischen Seminars in Basel. Um eine solche Stelle zu bekommen, habe ich einen teuren MAS-Studiengang in „Information Science" absolviert. Es wird mir nun eine andere Frage gestellt: Würdest du etwas anderes als Nordistik studieren, wenn du nochmals wählen könntest? Auch ich selber habe mir diese Frage schon gestellt. Dann denke ich an meine Bücherregale, in wel-

chen die Eddas, Isländersagas, Walter Baetkes „Wörterbuch zur altnordischen Prosaliteratur“, diverse Fachliteratur und Dutzende Bücher moderner skandinavischer Autoren immer noch griffbereit stehen.

Die Antwort kann nur „Nein“ lauten.

Andreas Fahrländer: *Die wunderbare Welt des Nordens*

Eigentlich wollte ich gar nicht Skandinavistik studieren. Als ich 2007 mein Studium in Zürich begann, schrieb ich mich für Germanistik und Kunstgeschichte ein. Beides interessierte mich sehr. Aber schon die Einführungsvorlesungen waren ein Graus: 300 Studierende in einem Hörsaal, das war nichts für mich. Aus purer Neugier meldete ich mich beim Sprachenzentrum der Uni für einen Schwedischkurs an. Der Kurs bei Anna Schaffner gefiel mir ausgezeichnet. Er war für mich der erste Schritt in eine neue Welt. In die wunderbare Welt des Nordens, die mich seither nicht mehr losgelassen hat. Nach einem Semester Schwedisch war für mich klar: Ich will mehr davon. Ich entschied mich für Skandinavistik im kleinen Nebenfach.

Es war eine sehr gute Entscheidung. Hier gab es keine 300 Studenten im Hörsaal. Im ersten Kurs im Seminarraum an der Schönberggasse waren wir 26 Leute. (Am Ende, bei der Masterfeier, waren wir dann noch zu zweit aus unserem Jahrgang.) Aber vor allem der Inhalt zählte. Der Einführungskurs bei Jürg Glauser und Klaus Müller-Wille hat mich begeistert. So wurde aus dem kleinen Nebenfach schon bald mein Hauptfach. Ich hätte mir kein spannenderes denken können. Das Studium brachte unzählige unvergessliche Momente mit sich. Ich beschäftigte mich fortan mit romantischer Ironie bei Tania Blixen, mit räumlichen Oppositionen in der Grettis saga, mit Strindbergs und Heidenstams Schweizer Zeit (unvergessen der Ausflug auf die Rigi), mit Olaus Magnus wunderbarer Carta Marina, mit norwegischer Kinderliteratur oder mit Problemen der Übersetzung bei Carl Jonas Love Almqvist.

Unvergesslich auch die Exkursionen mit Professor Glauser und Professor Müller-Wille. Meine erste führte uns nach Dänemark: Mit dem Nachtzug nach Hamburg und weiter über Haithabu und Schloss Gottorf nach Jütland. Unvergessen die Wanderung zum Grenen in Skagen, der Besuch in Skagens Museum, im Museum Jorn in Silkeborg, der „Aufstieg“ auf den Himmelberg. Zwei Jahre später führte uns die Reise nach Schweden, zur Domkirche von Linköping, nach Vadstena und Vreta Kloster, zu Verner von Heidenstams Övralid hoch über dem Vättern. Der Skalde hatte am Ende seines Lebens seltsame Ideen und falsche Freunde. Aber er hatte darüber hinaus nicht nur einen der ersten Kühlschränke im Norden, sondern auch einen der schönsten Plätze Schwedens als Heimstatt gewählt. Die Reise führte uns weiter zum Röksten, zu gefühlten 35 Kirchen auf Gotland (jede einzelne war spannend anzusehen), zu den Raukar. Unvergessen auch der Mittagsschlaf im Botaniska Trädgården in Visby und der letzte Abend auf der Insel bei Oxfilé und Wisby Klosteröl im Munkkällaren.

Ein Jahr nach dem Ausbruch des Eyjafjallajökulls flogen wir im Mai 2011 mit Jürg Glauser und Ursula Giger gen Island. Es war eine einmalig schöne und lehrreiche Reise. Wir waren bei der Eröffnung der Harpa im Hafen von Reykjavík dabei, haben unsere Zehenspitzen im Swimmingpool von Halldór Laxness Gljúfrasteinn und in Snorri Sturlusons Snorralaug gebadet, Þingvellir, den Gullfoss und an der Háskóli Íslands alte Handschriften bewundert. Was hatten wir Witze gemacht, dass wir nie wieder von der Insel Ingólfur Arnarsons wegkommen würden, weil bald der nächste Vulkan ausbrechen könnte. Wir staunten nicht schlecht, als uns der Kellner in der Pizzeria am letzten Abend der Exkursion verkündete, der Flughafen sei wohl

für die nächsten Tage geschlossen. Der Grímsvötn war ausgebrochen. Und wir blieben noch ein paar Tage. Langweilig wurde uns nie, auch nicht im Alþingishúsið oder im Fernsehstudio des RÚV, das wir spontan besichtigen durften.

Beruflich bin ich als Journalist dem Norden (vorübergehend) abtrünnig geworden. Aber im Herzen fühle ich mich in Skandinavien daheim. So oft es geht, fahre ich nordwärts. Und immer wieder ans Meer. Nordsee und Ostsee sind mir mittlerweile so sehr ans Herz gewachsen, dass mir sämtliche Karibikstrände gestohlen bleiben können. Die wunderbare Welt des Nordens genügt mir vollauf.

Susanna Flühmann: *Vom Studieren, Staunen und Begreifen*

Meine Nordistik-Karriere begann im Sommer 1985. Fünf Semester Jus-Studium hatten meine Liebe zur Sprache auf eine harte Probe gestellt, und es war Zeit, mich vom Reich der Paragraphen zu verabschieden – das Abenteuer Nordistik konnte beginnen! Auf mich warteten 14 Semester intensives Literatur- und Sprachstudium, eine Tiefenanalyse menschlichen Strebens: Liebesqual, Rache, List und Eifersucht, unübertroffen abgebildet bereits in den mittelalterlichen Isländersagas und durch die Jahrhunderte variiert in Lyrik, Dramen und Romanen. Gelesen und analysiert wurde alles, was zwischen zwei Buchdeckel passte, zuweilen Schwerverständliches, über weite Strecken aber Beglückendes und Lehrreiches, Texte voller Poesie und Abstraktion: Prägend war meine Begegnung mit der neuen Einfachheit und Göran Palms Gedicht *Havet*, denn Staunen konnte ich noch und verstand die Warnung, das Begreifen nicht gänzlich dem Intellekt zu überlassen: „Jag står framför havet. Där är det. Där är havet. Jag tittar på det. Havet. Jaha. Det är som på Louvren."

Das alles wusste ich noch nicht, als ich an jenem schönen Sommertag an die Pestalozzistrasse pilgerte, um mich bei den damaligen Assistenten Christine Holliger-Alder und Jürg Glauser über das Studium zu informieren. Was aber sofort klar wurde: Wer Nordistik studierte und lehrte, war persönlich betroffen: Vom europäischen Norden, von dessen Literaturen, den melodiösen Sprachen mit ihrem urwüchsigen Wortschatz. Professor Oskar Bandle sprach sie allesamt, und wenn er bei feierlichen Anlässen wie dem jährlichen Smörgåsbord einen Toast ausbrachte, beglückte er die Gäste nicht nur auf Schwedisch, Norwegisch und Dänisch, sondern auch mit in akzentfreiem Isländisch und Färöisch vorgetragenen Anekdoten. Auch Professor Hans-Peter Naumann war mit Herzblut bei der Sache, wenn er auf den bei uns Studenten äusserst beliebten Exkursionen Runensteine entzifferte, gut versteckte Schiffssetzungen und Felszeichnungen aufstöberte und dazu Geschichten aus sagenumwobener Zeit erzählte.

So habe ich 1985 ein Studium mit klarer Berufsperspektive verlassen, und dabei viel gewonnen: Freundschaften, Lebenserfahrung und einen Berufsweg, der bis heute Überraschungen bereithält. Wer sich für ein Studium der Nordischen Philologie entscheidet, macht es sich nicht leicht. Der Weg kann unberechenbar und mühsam sein. Aber seit der Lektüre von Ibsens *Peer Gynt* wissen Nordistinnen und Nordisten, dass es sich nicht lohnt, „utenom" zu gehen: Wer finden will, kann auf das Suchen nicht verzichten. Und wer Karin Boyes Frühlingsgedicht analysiert, erfährt, dass jeder Gewinn seinen Preis hat: „Ja visst gör det ont när knoppar brister. Varför skulle annars våren tveka?" Aber wer einmal im Leben Sara Lidman zuhören durfte, wie sie aus *och trädet svarade* vorliest und mit ihrer warmen, weisen Stimme die Geschichte des liebeskranken Tännleins erzählt, das starb, weil seine kleine Freundin es nicht mehr jeden

Tag im Wald besuchte, sondern zur Schule ging und lernen wollte, wird nie vergessen, dass alles lebendig ist, solange wir daran glauben.

Kathrin Hubli: *Eine kurze Geschichte darüber, wie man das richtige Studienfach findet*

Bereits als Kind war für mich klar, was ich später einmal werden wollte. Entsprechend war auch der Weg der Ausbildung schon früh vorgegeben. So war es bei mir – nicht. Nach einer abgeschlossenen Berufslehre als Dentalassistentin entschied ich mich dazu, die Matura zu machen, um Zahnmedizin zu studieren. Im Jahr 2002 hatte ich dann zwar die Matura in der Tasche, mit der Wahl des Studienfachs tat ich mich aber plötzlich schwer. So viel gab es nun zu entdecken. Die Möglichkeiten schienen unendlich. Immerhin war schnell klar, dass es statt Zahnmedizin in Richtung Sprache und Literatur gehen sollte. Ich erhielt den guten Rat, mich in verschiedene Vorlesungen reinzusetzen, um zu schnuppern. Das machte ich dann auch.

Herausgesucht hatte ich mir eine Vorlesung der Germanistik. Zu welchem Thema genau, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls betrat ich dann das beängstigend grosse Hauptgebäude der Uni Zürich, in dem es zu und her ging wie in einem Bienenstock. Ich machte mich auf, das entsprechende Zimmer zu finden. Der Raum war noch leer, denn ich war viel zu früh. Das Konzept der akademischen Viertelstunde kannte ich nicht. Nach und nach erschienen dann aber doch Studierende. Ich fragte eine Studentin, die sich neben mich gesetzt hatte, ob ihr denn das Germanistik-Studium gefalle. Schliesslich wollte ich ja Informationen erhalten. „Ich studiere Nordistik“ antwortete sie mir. Ich war zwar etwas verwirrt, dachte aber nicht weiter darüber nach. Nach einer gefühlten Ewigkeit begann schliesslich die Vorlesung. Zu meiner Überraschung war das Thema Runen. Nun war klar, dass ich nicht in der Vorlesung sass, in die ich eigentlich gehen wollte. Ob ich mich in der Zimmernummer geirrt hatte oder ob es eine Änderung war, von der ich nichts wusste, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Doch anstatt den Raum schnellstmöglich zu verlassen, blieb ich. Es war von seltsamen Schriftzeichen die Rede, von grossen Monumenten aus Stein und einer Sprache, von der ich noch nie vorher etwas gehört hatte. Ich befand mich in einer Vorlesung der Nordistik und ich war begeistert! Anschliessend fuhr ich nach Hause und beschloss, mich über diesen Studiengang genauer zu informieren. Zu Skandinavien habe ich weder einen familiären Bezug, noch hatte ich zu diesem Zeitpunkt den Norden gross bereist. Trotzdem war mein Entscheid bereits auf der Heimfahrt im Zug gefallen.

Und das Ende der Geschichte? Ich schrieb mich für Nordistik ein und doktorierte schliesslich sogar in diesem Fach. Während dem Studium habe ich oft erlebt, wie sich viele durch ein Studium quälten, das sie nur mässig interessierte oder (mehrfach) das Fach wechselten. Das war bei mir nie so und das betrachte ich als einen grossen Glücksfall – oder wie man auf Schwedisch sagt: „vilken tur!“

Kevin Müller: *Warum Nordistik?*

Mit dieser Frage wurde ich während des Studiums wegen der ungewöhnlichen Wahl ständig konfrontiert. Doch warum nicht? Der Norden begleitete mich schon in der Kindheit mit Legosteinen, einer dänischen Gotte, welche *hygge* vorgelebt hatte, bevor es 2016 zum Modewort wurde, oder mit den Kinderbuchheldinnen Pippi und Ronja. Später in der Jugend kamen isländische Geologie, Ibsens Emanzipationsdrama „Nora“ oder Lars von Triers skurrile TV-Serie

„Geister“ hinzu. Doch blieb der Norden immer nur peripher wie seine geographische Lage aus Schweizer Perspektive. Genau das erweckte die Neugier auf diesen wenig bekannten, mythischen und zugleich modernen Rand Europas. Zwei erste Entdeckungsreisen führten mich dann nach Skandinavien und Island, die mich wegen des kühlen Klimas, der wilden Natur und der herzlichen Menschen in der Entscheidung bestätigten, diesen Teil Europas im Rahmen eines Studiums näher kennen zu lernen.

Das Studium der Nordistik bestand zwar wie jedes andere aus den üblichen Vorlesungen, Seminaren und Sprachkursen, aber die Professoren, Assistenten, Lektoren, Tutoren vermittelten und verkörperten das Fach mit seiner Offenheit, Familiarität und Humor wie in keinem anderen. Ich wurde mit neuen Gebieten vertraut wie Bangs Novellen, Holbergs Komödien, mittelalterlicher Handschriftenkultur und isländischen Sagas sowie das nuancierte dänische Vokalsystem oder die bunten Flexionsformen des Alt- und Neuisländischen. Das studentische Leben wurde zudem durch die Fachschaft FAN mit dem Mittsommer-, Pølse- und Luciafest, der Scandisco, den Stammtischen und Quizabenden bereichert. Die SGSS wiederum ermöglichte erste Begegnungen mit Forschern und Autoren. Die Exkursionen, die eine vertiefte Auseinandersetzung mit Sprache, Literatur, Geschichte, Kultur und Wissenschaft vor Ort ermöglichten, boten auch ungewöhnliche Erlebnisse, die besonders in Erinnerung geblieben sind. In Island suchten wir erfolglos die „hidden people“ und hatten auf einem abgelegenen Pferdehof als einzige Unterhaltung den Concours d’Eurovision. Auf den Färöern übten wir den Ringtanz in niedrigen Hütten. Auf der Isle of Man fanden wir keine Manxsprecher. In Oslo badeten wir bei 30°C Lufttemperatur im Fjord und bei derselben Hitze durften wir auch acht Museen anschauen, passend jenes zu Amundsens Polarexpedition. Ähnliche Durststrecken ergaben sich auf einer stundenlangen Fahrt durch Mittelschwedens Wälder ohne Mittagessen. Auch das Studium erforderte manchmal Geduld mit Seminararbeiten über das Präfix *be-* oder den Sagastil in der Njála, die erst einige Semester nach Beginn ihre Vollendung erleben durften.

Das Austauschstudium konfrontierte mich schliesslich mit der nordischen Realität. Ich wählte Kopenhagen wegen seiner architektonischer Schönheit und seines für Skandinavien südländischen Flairs. Vieles fand ich entspannter als im pedantischen deutschsprachigen Süden und im puritanischen Norden vor. Mich zog aber auch die moderne Lebensweise an. Gleichstellung, Akzeptanz von Homosexualität, flache Hierarchien oder Velowege wurden in Kopenhagen auf eine Weise praktiziert, wie sie in Zürich nur in der Theorie vorkamen und noch vorkommen. Trotzdem gab es auch ernüchternde Erlebnisse wie beengende Nasszellen, kulinarische Einseitigkeit oder ein feuchtkalter, deprimierender Winter. Enttäuschend war zudem das oberflächliche Schweizbild vieler Dänen, das über Skitourismus und Steuerparadies nicht hinausging. Neben diesen Unterschieden teilen beide Länder eine Neigung zu Mittelmass und Selbstzufriedenheit, was wohl auch erklärt, dass beide einander schlecht kennen. Die diversen negativen Erfahrungen waren aber kein Grund, das Studium aufzugeben, sondern gaben eine breitere und weniger romantisierte Perspektive auf den Norden.

Auch wenn die Nordistik ein kleines Fach war – und noch immer ist –, liess sie über das Studium hinaus die Faszination am Norden nie einschlafen. Die Kleinheit bot gar einen angenehmen familiären Rahmen, der in den anonymen grossen Fächern fehlte. Der oben dargestellte Spassfaktor ist natürlich auch nicht zu unterschätzen. Dieser rührte aber vor allem von der Begeisterung am Fach her, das nicht nur einen tiefen Einblick in Sprachen, Literatur und Kultur gewährte, sondern auch durch die vielen Anlässe, Exkursionen und das Austauschstu-

dium einen ebenso lehrreichen Zugang zur nordischen Alltagswelt erlaubte. Beides zugleich wäre in dieser Intensität wohl in keiner anderen Form möglich. Damit hat die Nordistik nicht nur mich gebildet, sondern bildet auch eine Brücke zwischen der Schweiz und dem Norden. Auch wenn das Fach klein ist und der Norden peripher erscheint, darf diese Brücke nicht übersehen werden, weil sie beide Seiten bereichern kann.

Corinne Susanek: *Mein Nordistik-Studium – ein gelungenes Experiment*

Nach der Matura hatte ich zunächst keine Ahnung, wie es nun weitergehen sollte. Studium, Berufslehre oder doch erst mal ein wenig jobben? Mein Argument, dass ich gar nicht sicher bin, ob die Uni der richtige Platz für mich sei, konterten meine Eltern damit, dass ich das am besten rausfinden könnte, wenn ich ein, zwei Semester studieren würde. Egal was, einfach mal das Studentenleben ausprobieren, und wenn es nicht das Richtige sei, könnte ich das Experiment ja jederzeit abbrechen. Aber zumindest wüsste ich dann, dass ich an der Uni nichts verpassen würde. Das leuchtete mir ein und befreite mich vor allem davor mich auf einen möglichen Beruf festlegen zu müssen. Also blätterte ich etwas planlos durch das damals noch gedruckte, dicke Vorlesungsverzeichnis. Schliesslich blieb ich bei der Übersicht der Lehrveranstaltungen der Nordistik hängen. Schwedisch wollte ich doch sowieso mal lernen. Zu Hause lag ja seit einiger Zeit das schon damals völlig veraltete Lehrbuch *Der beredte Schwede*, das ich in irgendeinem Antiquariat gefunden hatte. Warum also nicht mein vermeintlich einziges Uni-Jahr dazu nutzen endlich Schwedisch zu lernen?

So fand ich mich denn am ersten Semestertag an der Rämistrasse 74 ein und tatsächlich war die erste Lehrveranstaltung meines Studiums eine Doppelstunde Schwedisch bei der Lektorin Lena Franzén. Zufrieden, dass das Studium gar nicht „weltfremd" war, sondern mich von der ersten Stunde an meinem Ziel Schwedisch zu lernen näher brachte sowie angesteckt von der spürbaren Begeisterung nicht nur der Studierenden sondern auch von Mittelbau und Professoren an den Inhalten des Nordistik-Studium wurde der Stundenplan schnell aufgestockt: ob Altnordisch bei Hans Peter Naumann oder eine Ibsen-Vorlesung samt Proseminar bei Oskar Bandle – es wurde alles belegt, dem man als Erstsemester folgen konnte. Schnell wurde uns Uni-Neulingen klar, dass der Besuch der Lehrveranstaltungen das eine, die Anwesenheit im Kaffistübli der Nordistik das andere war. Hier erfuhr man von den älteren Semestern „wie es denn so an der Uni im allgemeinen und in der Nordistik im speziellen läuft" , hier las man oder schrieb an Seminararbeiten, hier plante man die nächste Skandinavien-Reise oder philosophierte einfach nur über das Studium und das Leben. Dabei entstand ein Gemeinschaftsgefühl über die Semester hinweg. Sicher trug die geringe Anzahl Studierende dazu bei – wenn ich mich recht erinnere, waren wir damals über Haupt- und Nebenfach und alle Semester zusammen wohl nur an die 80 bis 100 Studierende. Viele davon waren eingefleischte Skandinavien-Fans, die dieses „Exotenfach" eher aus Interesse und Leidenschaft wählten und nicht weil es direkt zu einem „Beruf" führte, das Nordistik-Studium vermittle eben Bildung und keine Ausbildung, formulierte Hans Peter Naumann dies einmal in einem „Kaffistübli-Gespräch". Denn auch die Professoren – damals nebst Hans-Peter Naumann auch Oskar Bandle – kamen regelmässig ins Kaffistübli, sei es um etwas zu kopieren oder sich eben einen Kaffee zu holen. Dort waren sie für uns Studierende zumeist ansprechbar und beteiligten sich auch gerne mal an den Gesprächen. Zu einer Zeit, wo viele Studierende noch eher ein paar Semester länger als weniger studierten, blieb auch die Zeit, der Leidenschaft über das

eigentliche Studium hinaus nachzugehen, zum Beispiel indem man sich im kleinen Grüppchen regelmässig morgens um 8 Uhr in der Cafeteria traf um gemeinsam ein isländisches Kinderbuch zu lesen und übersetzen.

So gingen meine beiden geplanten Semester wie im Flug vorbei, mein Uni-Experiment näherte sich dem Ende. Nun war es jedoch so, dass der Schwedisch-Kurs erst nach dem dritten Semester mit einer Prüfung seinen Abschluss finden sollte; ein Auslandssemester in Skandinavien – Höhepunkt des Studiums – war in der Regel nach dem vierten Semester vorgesehen. Als wenn dies nicht schon genügend Gründe waren, um meinen Uni-Aufenthalt zu verlängern, fand am Ende des zweiten Semesters die erste Nordistik-Exkursion statt, an der ich teilnahm. Geführt von Hans-Peter Naumann ging es nach Norddeutschland: Schleswig mit dem Museum für Archäologie Schloss Gottorf und Haithabu standen auf dem Programm. Die Welt, in die Altnordisch-Seminare, Runenkunde und Saga-Lektüre entführt hatten, wurde mit dem Besuch des Wikinger Museums an der Schlei und den dortigen Ausgrabungen greifbar. Diese Verbindung von theoretischer Vermittlung und anschaulichem Erleben der Welt, deren Sprachen, Literatur und Geschichte wir in Zürich studierten, war ein wichtiger Bestandteil der Nordistik: sei es durch Exkursionen, die auch nach Island oder Dänemark führten, sei es durch regelmässige Besuche von skandinavischen Wissenschaftlern, die im Rahmen der SGSS (Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien) und der Nordistik nach Zürich eingeladen wurden und mit Gastseminaren **und** -vorträgen die Lehrveranstaltungen bereicherten.

Für mich war die hautnahe Begegnung mit den Wikingern in Haithabu das letzte Mosaiksteinchen, das gefehlt hatte um das Experiment Nordistik-Studium als gelungen zu deklarieren und das Studium mit Begeisterung fortzusetzen.

Andrea Weibel: *Nordistik – was bringt das eigentlich?*

„Aha, Nordistik. Und was kann man damit machen?“ Ich wette, es gibt keine Nordistik-Studentin und keinen Nordistik-Studenten, denen diese Frage noch nie gestellt worden ist. Und natürlich stellten auch wir sie an der Infoveranstaltung vor dem Studium unserem zukünftigen Professor, Herrn Glauser. Er war entwaffnend ehrlich. Er sagte, er könnte uns natürlich erzählen, dass immer mehr Firmen in den Norden expandierten und entsprechend Übersetzer oder Korrespondenten suchten etc. „Aber wenn ich ehrlich bin, lautet die Antwort: Taxifahrer“, sagte er in seiner gewohnt trockenen Art. Und tatsächlich: Ich kenne sehr wenige Leute, die heute, nach abgeschlossenem Nordistik-Studium, noch irgendwas in der Richtung machen. Alle haben gute Jobs, so viel ich weiss, aber kaum einer hat noch etwas mit Skandinavien zu tun – beruflich, meine ich.

Dennoch hat es sich für mich mehr als gelohnt, Nordistik zu studieren. Es hat meine Neugier befriedigt und meine Fantasie angeregt… Was meinen heutigen Job angeht, hatte die Nordistik aber einen einzigen sehr wichtigen Vorteil: Ich hatte während des Studiums sehr viel Zeit. Die Zeit hab ich genutzt, um Geld zu verdienen. Ich war freie Mitarbeiterin bei der *Aargauer Zeitung*. Und als ich den Bachelor in der Tasche und meine erste Neugierde punkto Skandinavien gestillt hatte, erhielt ich von ebenjener Zeitung direkt mein Traum-Jobangebot im Ressort Freiamt.

Allein schon diese Woche habe ich zweimal glücklich an mein Nordistik-Studium in Basel zurückgedacht. Einerseits wurde mir angeboten, Ressortleiterin im Freiamt zu werden – das

hätte ich nie geschafft, wenn ich nicht meiner Neugierde nachgegeben und mich für ein Studium entschieden hätte, das einem „im Grunde nichts bringt". Andererseits habe ich am Wochenende mit einem Freund eine schwedische Kinderserie geschaut, bei der es um einen Zombieausbruch auf einer Insel in Südschweden geht. In Originalton natürlich. Auch dieser Spass war nur dank meines Studiums möglich.

Die Antwort lautet also: Mit Nordistik kann man im Grunde überhaupt nichts machen. Dennoch lohnt es sich unglaublich – für eigentlich alle Lebenssituationen.

Im Betrieb

Hans Joerg Zumsteg: *Die nachtblaue Schreibmaschine*

Bescheiden ausgestattet war die Nordistik in ihren Anfängen in Basel, personell und bürotechnisch. In den ersten Jahren meines Studiums ab Herbst 1971 gab es neben der ordentlichen Professur, die sich Basel und Zürich teilten, deren Hauptsitz aber eindeutig in Zürich war, einen Dänischlektor und eine Schwedischlektorin, aber weder ein Sekretariat noch eine wissenschaftliche oder eine Hilfsassistenz. Die dringendsten administrativen Aufgaben übernahm der Dänischlektor. Zwei Jahre später wurde eine Hilfsassistenz bewilligt, die ich übernehmen durfte. Erst ein Jahr nach meinem Lizentiat wurde diese Hilfsassistenz in eine halbe wissenschaftliche Assistenz überführt. Meine Aufgaben und Kompetenzen blieben die gleichen: Administration und Verantwortung für die Bibliothek, und damit die Freiheit über die Bücherbeschaffung, sowie Norwegisch-Unterricht – bloss mein Lohn war plötzlich um ein Mehrfaches höher.

Wir hatten während meiner ganzen Zeit als Student, Hilfsassistent und wissenschaftlicher Assistent einen einzigen Büroraum mit zwei einander gegenüberstehenden Schreibtischen und einem kleinen Besprechungstisch mit drei Stühlen. Schon zu meiner Hilfsassistentenzeit war ich die zeitliche Konstante, ich war jeden Tag ein paar Stunden im Büro. Die anderen Lehrenden waren sporadisch da und teilten sich den zweiten Schreibtisch. Oskar Bandle war meistens nur donnerstags während des Semesters in Basel.

Neue Techniken eroberten den Markt. Mit der Unterschrift Oskar Bandles konnte ich einen Antrag auf eine elektrische IBM Kugelkopfschreibmaschine einreichen, bei der man für alle nordischen Sprachen den entsprechenden Kugelkopf einsetzen konnte. Die Tastatur blieb natürlich schweizerisch. Gewöhnungssache. Auf jeden Fall ein Riesenfortschritt gegenüber der grossen, schweren Hermes Handmaschine, ein Vorkriegsmodell, das man gebraucht erstanden hatte.

Der Besuch des IBM-Vertreters war angesagt. Ich hatte mich vorbereitet, auch die angebotene Farbpalette studiert. Der Zufall wollte es, dass Oskar Bandle an diesem Tag auch in Basel war, mir aber wie bei allen übrigen Tätigkeiten grösste Freiheit liess. Er sass wortlos an seinem Schreibtisch, in ein Manuskript vertieft, während der Vertreter und ich am Besprechungstisch über die verschiedenen Modelle diskutierten. Zum Schluss ging es um die Farbe der neuen IBM Kugelkopfschreibmaschine. Ich freute mich auf die nachtblaue Ausführung. „Wir nehmen die herbstrote", ertönte die Stimme des Meisters. Der Traum der nachtblauen Maschine war ausgeträumt.

Liselott Sigurdsson: *Clarastrasse 13: Stationen meines Lebens als Studi, Hiwi, Arbeitslose und Lektorin*

Eigentlich wollte ich ja zu Beginn gar nicht Nordistik studieren, ich wusste nicht einmal, dass es so ein Fach gibt. Zuerst hatte ich meinem Naturwissenschaftstraum nachgefiebert: Biochemie sollte es sein, blieb es aber nicht lange, zu schlecht konnte ich mich in der Mathe durchsetzen. Was nun? Ich hatte schon einige ausbildnerische Irrfahrten hinter mir, ich war bereits 27 Jahre alt und Familienpläne waren auch nicht in Sicht. Was könnte man denn statt Biochemie studieren? Warum also nicht „Nordistik"!? Klang exotisch und für mich als Kind schwedischer Einwanderer doch irgendwie heimisch.

Verglichen mit anderen universitären Instituten in Basel kam die Nordistik im Hinblick auf die Lokalitäten geradezu schäbig daher. Einquartiert als Unterabteilung der Germanistik an der Clarastrasse 13 in Kleinbasel, einem Satelliteninstitut der Uni, wurden wir Studis also in die Wissenschaft des hohen Nordens eingeweiht. Im Sommer herrschte eine unerträgliche Bullenhitze und im Winter war es bitterkalt und windig; trotzdem war es gemütlich. Es waren extrem enge Räumlichkeiten, in denen unser intellektuelles Potential gefördert werden sollte. Im einzigen Seminarraum war zusätzlich ein Teil der Bibliothek untergebracht, ein Teil des Rests in einem gefangenen Zimmer, der „Dunkelkammer". Dort war, wenn ich mich recht erinnere, die Literatur des dunklen nordischen Mittelalters verstaut, sehr passend. Und das offizielle Büro der Nordistik teilte sich ebenfalls ein Teil der Bibliothek mit der Belegschaft: an einer Art Bürotischinsel tummelten sich abwechselnd, und je nachdem gleichzeitig, Professor, Assis, Hiwis, PDs und Lehrbeauftragte. Das war sozusagen das Epizentrum der Basler Nordistik.

Hatte ich mich anfangs „nur" als Skandinavienfan an der Uni eingeschrieben, so zog es mir nach kurzer Zeit den Ärmel rein: es fühlte sich sehr bald so an, als käme man nach Hause, wenn man die Räume der Nordistik betrat. Alles war so übersichtlich und entspannt; das Seminar selbst, der Lehrkörper und die KommilitonInnen. Ganz anders als am Institut meines zweiten Hauptfachs, wo man um den bei den Studis allseits gefürchteten Hausdrachen im Sekretariat immer einen grossen Bogen zu machen versuchte. Diese Schwellenangst bestand bei der Nordistik nicht. Dennoch war ich mir ziemlich lange nicht sicher, ob es die richtige Studienwahl war.

Als ich dann aber die Stelle als Hilfsassistentin bekam, änderte sich das: ich lernte das Seminar, die Bibliothek und alles, was sonst noch so dazu gehörte, kennen. Und wenn das Soll erledigt war, blieb sogar dann und wann Zeit übrig, um an einer Proseminar- oder Seminararbeit zu schreiben. So lernte ich nicht nur einen Wissenschaftsbetrieb von innen kennen, sondern konnte auch meine ersten Erfahrungen mit wissenschaftlichem Schreiben sammeln. Damit war meine Studienwahl zugunsten der Nordistik endgültig entschieden.

Neben dem Curriculum fanden immer wieder Gastvorlesungen, Exkursionen und Tagungen statt. Eine solche Veranstaltung war die IASS-Tagung, die 1988 an den Instituten der Nordistik Zürich und Basel stattfand. Da waren wir Hiwis und Assis an beiden Instituten natürlich in höchstem Grade involviert, sowohl im Vorfeld als auch bei der Durchführung der Tagung. Für den ganztägigen IASS-Anlass in Basel waren Assistentin und Hilfsassistentin u. a. fieberhaft damit beschäftigt, die Basler Kulturgeschichte historisch korrekt und interessant aufzuarbeiten, denn vorgesehen war eine ziemlich umfangreiche Stadtführung durch Basel für die Tagungsgäste. An so einer guided tour kann man so einiges lernen: so erfuhren wir zwei

(Basler!) Stadtführerinnen, dass es nicht nur einen Hans Holbein den Älteren gab, sondern auch einen Jüngeren. Die Stadtführung wurde unter gnadenloser Sonneneinstrahlung durchgeführt und erfuhr im Kunsthallengarten unter den schattenspendenden Kastanienbäumen zum kühlen Bier ihren Höhepunkt. Nebst dem Stadtausflug galt es natürlich, während der Tagung jede Menge Organisatorisches im Auge zu behalten, wie z. B. dafür zu sorgen, einen ernsthaft berauschten Teilnehmer zu beaufsichtigen, damit dieser auch überall dabei war und „mithalten" konnte und dessen verloren gegangenes Gebiss aufzuspüren – was der Assistentin in Zürich auch gelang!

Jahre später, nachdem ich mein Studium abgeschlossen hatte, ergab es sich, dass ich mich, diesmal auf Arbeitssuche, wieder in den ehemaligen Räumlichkeiten der Nordistik an der Clarastrasse 13 befinden sollte; die Initialen der Familiennamen S-Z waren vom Arbeitsamt dorthin ausgelagert worden. Es fühlte sich total absurd an, sich in den Räumlichkeiten, wo meine Ausbildung stattgefunden hatte, als arbeitslos zu melden. Nur war jetzt im ehemaligen Seminar-/Bibliotheksraum ein Warteraum für Arbeitslose und im ehemaligen Büro der Nordistik sass ich jetzt nicht meinem Nordistikprofessor gegenüber, sondern einem RAV-Mitarbeiter! So schloss sich auf ironische Weise ein Kreis. Man weiss nie, wo man nach einem Nordistikstudium landet!

Die Clarastrasse 13 war jedoch nur vorläufige Endstation, denn die folgenden Jahre wandte ich mich, dank eines interessanten Stellenangebots, meinem zweiten Hauptfach zu. Trotzdem fand mich die Nordistik wieder, dreizehn Jahre nach der Arbeitsamtsepisode, diesmal an neuem Ort und in neuer Funktion: am Engelhof in Basel als Schwedischlektorin! Als Lehrbeauftragte lernte ich tatsächlich zum ersten Mal meine Muttersprache von Grund auf, denn zu Hause hatte ich ein typisches Exilschwedisch erlernt und auch während der Studienjahre reichte dieses Wissen vollauf. Rückblickend kann ich für mich feststellen, dass das Nordistikstudium ein „Augenöffner" war und mich, trotz einiger Eskapaden in Nachbarfächern, während mehr als dreissig Jahren begleitet und meine Kenntnis über meine Heimat umfassend bereichert hat.

Anna Furrer: *Emanzipation*

Nach meinem Studienjahr an der Universität Aarhus kehrte ich Mitte der 80er-Jahre zurück nach Basel, wo ich die Stelle als Hilfsassistentin und später Assistentin antrat. Wie für so manche Rückkehrerinnen und Rückkehrer erwies sich auch für mich das Nachhausekommen in die Schweiz als ungemein schwieriger als die Eingewöhnung in die Fremde; dies umso mehr, als ich darauf nicht vorbereitet gewesen war. Das Leben als junge Frau in Dänemark, das der Schweiz in Belangen der Gleichstellung um Jahrzehnte voraus war, empfand ich als so attraktiv, dass es für mich unbemerkt zur Normalität geworden war. In der Zwischenzeit wurde ich in der Schweiz immerhin nicht mehr mit Fräulein, sondern mit Frau angesprochen. Aber werfen wir kurz einen Blick zurück:

Vor meinem inneren Auge sehe ich das Büro der Abteilung für Nordische Philologie an der Clarastrasse 13 in Basel, wo eine junge Assistentin voller neu gewonnenen emanzipatorischen Selbstbewusstseins ihrem Professor gegenübersitzt. Eines Nachmittags lässt sie es darauf ankommen. Lange genug, findet sie, hat sie für den Professor Kaffee gekocht. Geflissentlich überhört sie die Geräusche der vermehrten Speichelabsonderung im Mund des Professors und überlässt es ihm, die Frage auszusprechen: „Chönnt ich no ne Kafi haa?"

Nach ein paar Malen merkt sie, dass dieses Spiel weder seiner noch ihrer würdig ist, und greift zur nächsten Massnahme. „Herr Professor", sagt sie, nachdem er seine Frage gestellt hat. „Ich zeige Ihnen, wie man Kaffee kocht." Der Professor folgt ihr in die kleine Küche, die das Nordische Seminar mit den Slawisten teilt. Hier schraubt sie eine dieser Espressokannen auseinander, füllt den unteren Teil mit Wasser, gibt Kaffee in das Sieb, verschliesst die Kanne wieder und stellt sie auf den Herd. Nach wenigen Minuten sprudelt das herrlich duftende Gebräu in das Kannenoberteil.

Tags darauf geschieht das Wunder. Der Professor erhebt sich von seinem Stuhl, geht in die Küche und kommt wieder zurück. Von ihren erzieherischen Fähigkeiten überwältigt, lehnt sich die junge Assistentin zufrieden im Stuhl zurück. Plötzlich ein laut zischendes Geräusch. Und was ist das für ein Gestank? Die Assistentin rennt zur Küche und zieht, sie weiss noch heute nicht, wie, eine rot-glühende Espressokanne vom Herd. Dass sie sie nicht auf die Linoleumablage hätte stellen dürfen, merkt sie zu spät. Der Professor, der ebenfalls herbeigeeilt kommt, verwirft die Hände. Er habe doch, wie geheissen, das Wasser in den oberen Teil der Kanne gefüllt!? Das braun eingebrannte Loch im Linoleum jedenfalls ist kein schöner Anblick. Und dies dem Professor anzuhängen, nein! Im Nachhinein kommt es ihr vor wie eine glückliche Fügung, dass die Slawisten grosse, runde Abziehbilder im Seminar herumliegen hatten. Und für alle, die schon immer wissen wollten, was der Kopf von Michail Gorbatschow auf der Linoleumablage der Seminarküche zu suchen hatte, hier die Antwort.

Karin Müller Bürgler: *Der Generationenwechsel: Erinnerungen einer Assistentin*

Ich studierte in den Achtzigern Nordistik in Basel und von 1991 bis 1994 war ich Assistentin am Seminar. Meine Assistenz fiel in die Zeit des Generationenwechsels: Professor Oskar Bandle emeritierte 1994, Professor Jürg Glauser trat seine Nachfolge an. So kann ich mich Professor Bandles letzte und Professor Glausers erste Assistentin nennen.

Ich durfte meine Assistenz um ein halbes Jahr verlängern, um für administrative Kontinuität zu sorgen und den Lehrauftrag für Altisländisch weiterzuführen. Als Assistentin sass ich auch in der Berufungskommission für die Nachfolge Oskar Bandles, natürlich ohne Wahlrecht. Ich erinnere mich an diese Sitzungen an der Uni in Zürich, die mich immer leicht einschüchterten.

Die Nordistik in Basel verfügte über keine üppige Ausstattung. Die Assistentin erledigte neben ihrer Lehrtätigkeit zusammen mit einer Hilfsassistentin auch das Sekretariat und führte die Bibliothek. Der alte Chef verlangte nicht viel, war zufrieden, wenn der Laden lief und man ihm den Rücken freihielt für seine Studien und Seminarvorbereitungen. Und nicht zu vergessen: Jedes Jahr war das berühmt-berüchtigte Smörgåsbord zu organisieren, auf das Professor Bandle grossen Wert legte. Er feierte gerne und ausgiebig, wahrte aber immer das Decorum und trug zu jedem Fest Anzug und Krawatte. Oskar Bandle war ein traditioneller Professor, aber fachlich gegenüber Neuem und den Wünschen seiner Assistentin aufgeschlossen. So konnte ich einen Kurs in moderner skandinavischer Frauenliteratur geben als willkommene Abwechslung zum Altisländischen.

Traditionell war er in anderer Hinsicht. Der Herr Professor pflegte sich jeweils neben mich zu setzen, um mir seine Briefe zu diktieren. Das Computerzeitalter hatte eben erst begonnen. Er achtete sehr genau darauf, dass ich auch alles richtig schrieb. Als ich mich einmal vertippte, meinte er besorgt, dass ich jetzt alles noch einmal abschreiben müsse. Ich korrigierte den

Fehler direkt vor seinen Augen auf dem Bildschirm, was ihn tief beeindruckte und verblüffte, dass so etwas möglich war.

Der Generationenwechsel stellte am Seminar nicht von einem Tag auf den anderen alles auf den Kopf. Die Wahl von Jürg Glauser als Nachfolger von Oskar Bandle kam nicht ganz unerwartet. Meine Aufgaben änderten sich nicht, als Professor Glauser sein Büro bezog. Dennoch wehte ein frischer Wind am Seminar. Der Kulturunterschied war beträchtlich. Auch der neue Chef schätzte es, wenn der Laden lief. Wir begegneten uns aber mehr auf Augenhöhe. Der leicht steife und ehrfürchtige Umgang mit dem Herrn Professor wich dem Du. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich für Jürg Glauser je einen Brief abtippen, geschweige denn ihm den Umgang mit einem Computer erklären musste. Er kam auch nicht aufgeregt und hilflos in mein Büro, weil es im WC kein Licht hatte. Er wusste, wie man eine defekte Birne auswechselte. Er war der lebende Beweis dafür, dass Wissenschaftler durchaus den praktischen Alltag meistern konnten. Den Kaffee servieren musste ich ihm auch nicht. Aber das war schon unter dem alten Chef nicht mehr der Fall. Dafür hatte meine Vorgängerin gesorgt.

Erinnerungen

Claudia Palser Kieser: *Väckarklockan oder die Vertreibung aus dem Paradies*

Vor langer, langer Zeit war ich einmal Nordistin. Wie ich dazu kam, war eher zufällig, und wie es damals war, möchte ich hier erzählen.

Ein stellvertretender Deutschlehrer am Gymnasium hatte uns von der neu ins Leben gerufenen Abteilung für Nordische Philologie vorgeschwärmt und mir ans Herz gelegt, nach der Matura dort vorbeizuschauen. Der Assistent, später Professor, überzeugte mich in seiner Studienberatung schnell, Nordistik als Hauptfach zu belegen und die von mir gewählte Germanistik ins Nebenfach zu verschieben. Die Vorteile sprachen für sich: weg von der Masse, familiärer Rahmen, großzügige Stipendienmöglichkeiten.

Außer einem schwedischen Kollegen, der jeweils gleichzeitig mit dem Zug nach Zürich fuhr, hatte ich keinen Bezug zu Skandinavien, hatte aber doch ein paar Wörter Schwedisch gelernt und kannte immerhin das Wort „väckarklocka“.

So begann ich mein Studium als Hauptfach-Nordistin, wohl eine der ersten, und ich fand es einfach wunderbar, endlich von den lästigen oder sogar belastenden Fächern wie Chemie, Physik, Mathematik befreit zu sein und studieren zu können, was mich interessierte. Zu den ersten Erinnerungen gehören der SGSS-Vortrag über „Trampa i klaveret“ und „Altisländisch für Fortgeschrittene“, da gerade kein Anfängerkurs angeboten wurde. Die Vorlesung „Nordische Ortsnamenkunde“ am Hauptgebäude der Universität, besucht einzig von mir und einem Mitstudenten, fand regelmäßig statt, auch als der Kommilitone im WK war. Überflüssig zu sagen, dass ich kein einziges Mal fehlte.

Im Seminarraum an der Pestalozzistraße 50 wurde eifrig studiert, notiert und geraucht. Die Aschenbecher standen auf den Pulten, der Institutsvorsteher beglückte die Zuhörerschaft mit dem Rauch seiner dicken Stumpen auch während der Lehrveranstaltungen. Es gab ganz wenige Studenten, die direkt vom Gymnasium kamen, die meisten waren ältere Semester oder schon berufstätige Männer und Lehrer, Journalisten, die sich nach Arbeitsschluss zu den Veranstaltungen der Nordistik trafen, üblicherweise von 18–20 Uhr.

Zu den Höhepunkten des Jahres gehörten das traditionelle Smörgåsbord auf Schloss Rapperswil und das Luciafest am Seminar in Zürich, für mich kulinarisches Neuland von Akvavit über Lussekatter und Pepparkakor bis Strömming. Auf den Exkursionen nach Island: abenteuerlich die heißen Quellen, Geysire und Saunabesuche – und den Färöern: die archaischen Tänze, der hohe Wellengang auf dem Meer – erlebte ich, was mir sonst wohl kaum je geboten worden wäre.

Nach einem Jahr an der Universität Zürich zwei Monate Sprachstudium in Stockholm, später Oslo, Kopenhagen und nochmals Oslo, alles dank meiner Zugehörigkeit zur Nordistik, freundlichen Empfehlungsschreiben des Institutsvorstehers und gutem eigenem Einsatz.

Zurück an der Pestalozzistraße 50 hatte ich das Glück, als Hilfsassistentin in der Bibliothek arbeiten zu dürfen. Später kam der Norwegisch-Unterricht dazu, zuerst als Tutorat, dann als Lehrauftrag der Universität Zürich. Nach dem Studium die Assistenz an der Nordistik Basel, kombiniert mit Norwegisch-Unterricht in Basel und in Zürich.

Dazu gehörten jährliche Konferenzen in Deutschland und Skandinavien, der Kontakt mit Schriftstellern, Übersetzern, anderen Lektoren. Für mich ein wunderbares, spannendes Leben.

Als für mich die Zeit gekommen war, von der Nordistik Abschied zu nehmen, fühlte es sich an wie die Vertreibung aus dem Paradies. Aber es war wohl besser, das Paradies zu verlassen, bevor es für mich zur Hölle hätte werden können.

Da ich schließlich den grössten Teil meines Berufslebens als DaZ- und Englischlehrerin verbracht habe, kann ich getrost sagen, dass mir die Nordistik für die Karriere nichts gebracht hat. Für das Leben wohl schon. Und jetzt im Alter, wo ich keiner „väckarklocka" mehr folgen muss, hoffe ich, meine Norwegisch-Kenntnisse als Übersetzerin wieder zu aktivieren.

Anna Katharina Richter: *Von Papageien und Papierscheren. Zwei Erinnerungen an meine Assistenzzeit an der Abteilung für Nordische Philologie in Zürich*

Meine erste Begegnung mit der Abteilung für Nordische Philologie an der Universität Zürich fand an einem etwas trüben, spätwinterlichen Freitagnachmittag im Februar des Jahres 2000 statt. Ich hatte soeben mein Magisterexamen von der Christian-Albrechts-Universität Kiel in der Tasche und mich auf eine Assistenzstelle bei Professor Jürg Glauser beworben. Entsprechend aufregend fand ich natürlich die Einladung zum Bewerbungsgespräch. In der Limmatstadt war ich noch nie zuvor gewesen. Meine damaligen konkreten Kenntnisse der Schweiz beschränkten sich – abgesehen von ausgedehnter Johanna-Spyri-Lektüre – auf zwei wunderschöne Sommerurlaube, die ich als Kind mit meiner Familie im Bergell verbracht hatte, wo ein Kollege meines Vaters ein altes Haus in der kleinen Ortschaft Casaccia am Fuße des Malojapasses besaß.

Die freundliche Versicherung, dass mir für das Vorstellungsgespräch selbstverständlich Bahnreise und Hotelübernachtung erstattet werden würden, vermittelte mir das Gefühl, mich für eine leitende Position in Harvard oder vielleicht bei einer Schweizer Großbank beworben zu haben. Dass heute tatsächlich schon mehr als achtzehn Jahre seit diesem äußerst angenehmen Gespräch und der Zusage für die Stelle eine Woche später vergangen sind und ich immer noch an der Abteilung für Nordische Philologie arbeiten darf, hätte ich damals noch gar nicht gedacht… wie oft ich inzwischen wohl schon das Foyer des Deutschen Seminars betreten habe? Die Treppen zur Bibliothek hinuntergegangen bin? Ein Buch ausgeliehen oder einen Kaffee im Kafistübli getrunken habe? Es ist für mich nach wie vor ein großes Privileg,

hier arbeiten, forschen und unterrichten und mich mit den Kolleginnen und Kollegen am Deutschen Seminar austauschen zu können.

Zwei Erinnerungen an die Anfänge meiner Assistenzzeit fallen mir spontan ein, wenn ich zurückdenke, die ich besonders nett finde und darum in diesem Kontext erwähnen möchte. Die erste betrifft Professor Oskar Bandle. Im ersten Jahr meiner Assistenz befand sich das Emeriti-Büro im Erdgeschoss des Deutschen Seminars, im jetzigen Büro der Koordinationsstelle. Dort arbeitete er damals tagtäglich an der Herausgabe des HSK-Bandes *The Nordic Languages*, und ab und zu kam er zu Herbert Wäckerlin und mir hinüber ins Büro; manchmal einfach kurz zum Plaudern, manchmal, um uns etwas zu fragen – stets in Anzug und Krawatte und immer höflich-bescheiden – er wüsste ja, dass man als Emeritus eigentlich nicht die Assistenten der Kollegen für anderweitige Arbeiten „missbrauchen dürfe", aber er hätte da wieder ein kleineres Problem mit dem Computer und ob wir ihm vielleicht kurz helfen könnten… Einmal kam Herbert von einer solchen Hilfsaktion zurück und erzählte, Herr Bandle hätte tatsächlich versucht, eine Diskette (das liest sich jetzt wie eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert, war es doch noch vor den Zeiten von USB-Sticks), die sich offensichtlich vom Laufwerk nicht auswerfen ließ, mit einer *Papierschere* herauszufischen. Zum Glück konnte Herbert ihm helfen und womöglich auch einen gröberen Computerschaden verhindern.

Die andere Erinnerung ist mit dem Büro von Jürg Glauser verbunden (das mir bereits bei besagtem Vorstellungsgespräch mit seinen vielen Büchern, dem Schreibtisch am Fenster mit Ausblick über die Altstadt und den gegenüberliegenden Uetliberg und den Bücher- und Papierstapeln am Boden gleich sehr heimelig und gemütlich erschien). Eines Tages im Frühling kam Herr Glauser ins benachbarte Assistenzbüro und erzählte Herbert und mir, ein kleiner, grün-rot-gelb gemusterter Papagei sei im Baum vor seinem Fenster gesessen und habe zu seinem Bürofenster hergeschaut. Von da an war der Papagei für einige Wochen *das* Thema am Deutschen Seminar. Herr Glauser lieh sich Bücher über Papageien und Sittiche aus, besorgte entsprechendes Körnerfutter und berichtete einige Zeit später begeistert, dass der Vogel immer zutraulicher würde und sogar schon auf der Kante seines geöffneten Fensters gesessen sei. Wir stellten Überlegungen an, ob der niedliche Papagei vielleicht aus dem Zoo oder aus einer Exotenvoliere in einem parkettgetäfelten Zimmer einer Industriellenvilla am Zürichberg entflogen war?

Der ehrgeizige Plan, den Herr Glauser verfolgte, nämlich dem offensichtlich begabten und zutraulichen Vogel Isländisch beizubringen, scheiterte allerdings – schade. Eines Tages im Sommer erschien der kleine Papagei leider nicht mehr vor Herrn Glausers Fenster. Vermutlich hatte er jetzt ein neues Zuhause gefunden. Aber sicher nicht so gemütlich mit so vielen Büchern, Publikationsmanuskripten, Saga-Ausgaben und der einzigartigen Chance, der wahrscheinlich einzige Isländisch sprechende Papagei der Schweiz zu sein.

Renate Walder: *Sjung, av hjärtat, sjung!*

Sie kennen sicher diese mnemotechnische Methode, bei der es darum geht, ein imaginäres Haus mit dem zu füllen, woran man sich erinnern möchte. Den Satz des Pythagoras plaziert man dann auf einem Möbel im Gang, das Datum der Schlacht bei Bibtracte hängt man in einem Rahmen an eine Wand im Schlafzimmer und so weiter. Wie Sie an diesen Beispielen erkennen können, habe ich die Methode nie selber praktiziert. Ich stelle mir einfach vor, dass man das so machen könnte. Interessanterweise merke ich jetzt, dass die Methode wirklich funktioniert, wenigstens umgekehrt.

Wir sind aufgefordert worden, etwas über unsere Studienzeit zu schreiben. Mir schien zuerst, dass ich mich nur an Bruchstücke erinnern konnte. Aber langsam kommen die Erinnerungen zurück, und das hat sehr viel mit einem Haus zu tun, nämlich mit dem Haus an der Pestalozzistrasse 50. Als ich Ende der 70er Jahre mit meinem Studium begann, war die Abteilung für Nordische Philologie in einer Parterrewohnung einer Villa an der Pestalozzistrasse untergebracht. Das schuf eine ganz besondere Atmosphäre, wir waren fast wie eine Familie. Man traf sich zu Kaffee oder Tee in der Küche, plauderte mit der Bibliothekarin, die in der verglasten Veranda ihres Amtes waltete, sass in der Bibliothek und arbeitete oder besuchte eine der Lehrveranstaltungen im Zimmer nebenan. Der Kopierapparat (ein sehr altes Modell) befand sich im Badezimmer. Oskar Bandle hatte sein Büro neben der Küche, ein weiteres Büro war in einem Zimmer schräg gegenüber untergebracht, und überall hatte es Büchergestelle. Es war alles sehr überschaubar. Schon bei den Anglisten, die auch in einer Villa residierten, war die Stimmung anders. Sie waren über mehrere Stockwerke verteilt, es gab viel mehr Studierende und Professoren, mit denen man nie etwas zu tun hatte, und deshalb fühlte ich mich dort nicht wirklich wohl.

Wenn ich so an die Räumlichkeiten an der Pestalozzistrasse zurückdenke, wird meine Studienzeit wieder lebendig. Ich sehe die Laufmeter Strindberg vor mir, die altnordischen Wörterbücher, den Zettelkatalog. Klar vor Augen habe ich den ausgestopften Schafskopf, der nach der Exkursion auf die Färöer über Oskar Bandles Zimmertür thronte. Bei jener Exkursion trank ich mein erstes Glas Schnaps, auf Aufforderung von Oskar Bandle, der befand, als Nordist müsse man Schnaps trinken. Über diese Exkursion und die anderen, die ich erlebt habe, gäbe es viel zu berichten, aber wie heisst es so schön: „Das würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen".

Und natürlich erinnere ich mich auch an Mitstudenten und Lehrkräfte. Den grössten Nachhall, auch im buchstäblichen Sinn, hinterliess bei mir Sven-Gunnar Winell. Der erste Schwedisch-Lektor, den ich kennenlernte und bei dem ich zu studieren begann, war eher ruhig. Schwedische Landeskunde bestand primär aus Informationsbroschüren von Svenska Institutet zu Statistiken betreffend Eisenerzförderung und Export von Holz. Alles eher trocken und von begrenztem Interesse für mich. Aber dann gab es einen Wechsel und man kann mit Fug Strindbergs „Hemsöborna" zitieren: „Han kom som ett yrväder…". Sven-Gunnar Winell war ein „yrväder". Er wirbelte durch die Wohnung an der Pestalozzistrasse und zog seine Studenten mit sich. Anstelle eines „höganäskrus" hatte er Musik dabei. Durch ihn kam ich in Kontakt mit dem schwedischen Liedgut, nicht nur mit den typischen Liedern zu Midsommar, Lucia und Weihnachten, sondern auch mit vertonten Gedichten von Nils Ferlin und Gustav Fröding, mit Evert Taube, Alf Hambe, Cornelis Vreeswijk, Bellman, mit Aufnahmen von Herr T och hans spelmän, Lena Nyman und anderen. Sven-Gunnar hatte Schallplatten dabei, die ich eifrig auf Kassetten überspielte und zu Hause hörte. Wir sangen sehr viel zusammen mit Sven-Gunnar. Das dicke Kompendium mit Texten und Noten, das er für uns zusammengestellt hat, hüte ich wie meinen Augapfel. Sven-Gunnar teilte diesen musikalischen Schatz mit uns, und ich zehre immer noch von ihm.

Als ich in späteren Jahren nach Schweden zog, um dort zu promovieren und später an schwedischen Universitäten zu unterrichten, konnte ich erleben, wie wichtig diese Lieder für meine schwedischen Kolleginnen und Kollegen waren, wie kein Fest vorbei ging, ohne dass man snapsvisor oder ein Bellman-Lied sang, wie alle wie selbstverständlich in diese Lieder einstimmten. Und ich konnte mitsingen.

Die verschiedenen Vorlesungen und Seminare, die ich während meines Studiums absolviert habe, haben mich intellektuell stimuliert, aber die Musik und Texte, mit denen ich dank Sven-Gunnar Winell in Kontakt gekommen bin, haben mein Herz berührt und dort ihre Spuren hinterlassen. Ich kann allen künftigen Nordisten und Nordistinnen nur raten: „Sjung, av hjärtat, sjung!"

Thomas Seiler: *Schwyzerörgeli, Schoggicreme und eine Villa Kunterbunt*

Als ich in den frühen 80er Jahren mit dem Studium an der Uni Zürich begann, stand für mich nur die Hauptfachwahl zweifelsfrei fest. Germanistik musste es sein, denn schliesslich waren es hervorragende Lehrer an der Kantonsschule Schaffhausen, unter ihnen Markus Werner, die mit spannenden Texten mein Interesse an der Literatur noch zusätzlich befeuerten. Die Wahl der Nordistik als 2. Nebenfach, wie es damals hiess, war eine reine Verlegenheitssache und nur dem Umstand geschuldet, dass ich meine Kenntnisse des Norwegischen, die ich mir aufgrund eines einjährigen Aufenthalts an einer Volkshochschule angeeignet hatte, nicht ganz verlieren wollte. Die Neugierde machte dann jedoch bald einer gewissen Ernüchterung Platz, die in einem seltsamen Kontrast zur Faszination stand, die von der alten Villa an der Pestalozzistrasse ausging. Sie erschien mir in ihrer Vollgestopftheit, Kaffekocher, Bücher, Putzutensilien, WC bildeten ein munteres Durcheinander, als ein aus der Zeit gefallener Unort, bestückt mit allerlei seltsamen Vögeln. Eine Kommilitonin veranlasste dies zur Bemerkung, später dann bereits in der für meine Begriffe zu gepützelten Rämistrasse, die Nordistik ziehe schräge Männer förmlich an.

Die Ernüchterung führte dazu, dass ich froh war, Zürich für ein Jahr den Rücken zu kehren. Was mich dann doch in die Fänge der Nordistik und damit auch in den Schoss der SGSS trieb, deren Sekretär ich ein paar Jahre lang war, war ausser dem Zufall auch dem Umstand geschuldet, dass mir das Familiäre und das Schräge des kleinen Ladens stets gefielen. Und so erinnere ich mich gerne an Renate Walders Schoggicreme, Stalder musste es sein, die an keinem Smörgåsbord fehlen durfte. Silvia Müller hatte jeweils einen kleinen Gefrierschrank von Dachsen nach Zürich geschleppt, denn schliesslich musste der Aquavit eisgekühlt getrunken werden, wie ich damals lernte. Überhaupt waren diese Anlässe jeweils ein Höhepunkt nicht nur des Studienjahres, sondern auch der Schweizerischen Gesellschaft für skandinavische Studien, wie sie immer noch so schön betulich heisst. Der Hörsaal, es war glaub die Nummer 125, wurde jeweils für etwa 120 Personen von den Assistenten und Studenten hergerichtet, all die leckeren Speisen, von „gravad lax" über „köttbullar" bis zu „sillsallad", selber zubereitet – der Dank geht stellvertretend für alle anderen an Karin Naumann –, die Stimmung mit viel Gesang und wenig Reden top. Der alte Grundtvig hätte seine helle Freude gehabt an dieser Form des „levende ord". Doch die Zeiten ändern sich und mit ihnen auch die Auffassung darüber, was die Aufgabe einer sogenannt „wissenschaftlichen" Gesellschaft sei. „Boklærdommen" hielt Einzug und damit eine gewisse Form von Gelehrsamkeit, die bereits von N.F.S. Grundtvig, A.O. Vinje, auch er feiert ein Jubiläum 2018, Arthur Schopenhauer und anderen kritisiert wurde. „Daher nun nimmt das VIELE Lesen dem Geiste alle Elasticität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht sie einer Sprungfeder nimmt. Dies ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen noch geistloser und einfältiger macht, als sie schon von Natur aus sind", schreibt z. B. Letzterer, der die Gelehrsamkeit in Opposition zum Selbstdenken sah. Heute ist das Wort Geist längst vom Wort Kompetenz verdrängt worden, aber das ist eine Entwicklung, die den Bildungsbereich als Ganzen betrifft.

Viele schöne Erinnerungen sind mit meinem Studium der Nordistik und der anschliessenden Assistenz verbunden. Ich erinnere mich, wie Christof Reiber mit seinem wunderbaren Schwyzerörgelispiel den trostlosen Innenhof der Rämistrasse in eine wundervolle Berglandschaft verwandelte. Ich erinnere mich auch an die vielen stimmungsvollen Auftritte des Nordistik-Chörlis und an viele grosse und kleine Dramen. All das möchte ich nicht missen, denn es ist das Leben. Ohne die Nordistik wäre es mir nicht möglich gewesen, Inger Christensens zauberhaften dänischen Singsang zu hören, mit dem sie in der Orangerie in Köln ihr grandioses *Sommerfugldalen* vortrug. Wer derartiges erlebt, wird sich die Frage nicht mehr stellen, ob sich das Studium der Nordistik gelohnt habe. Und so wünsche ich den beiden Abteilungen für Nordische Philologie sowie der SGSS – das eine ohne das andere undenkbar – viele weitere Jahre in alter und neuer Frische: *Gratulerer med dagen!*

Janine Gloor: *Här kommer Lucia*

Das Luciafest war immer ein ganz besonderer Moment. Die Stimmung im Begegnungsraum des Deutschen Seminars war feierlicher als im Wohnzimmer mancher Familie an Weihnachten. Professoren, Mittelbau und Studierende bestaunten die engelsgleiche Lucia und ihr Gefolge. Auf den Lachs und Lussekatter am Buffet freute man sich schon lange im Voraus.

Doch ironischerweise bereitete uns als Fachschaftsvorstand am Lichterfest das Licht die grössten Schwierigkeiten. Im Lucia-Lied heisst es: *Då i vårt mörka hus.* Damit der Auftritt und der Mut der Lucia, die sich brennende Kerzen auf ihr Haupt binden liess, möglichst gut zur Geltung kommt, muss es im Haus dunkel sein. Nur leider war es an der Uni Zürich wohl weniger aufwändig, eine Habilitation zu durchlaufen, als das Licht im Begegnungsraum auszulöschen. Der dreistöckige Raum verfügte über mehrere Arten von Leuchten; die Lampen für die Tische konnte man mit einem Schalter bedienen. Doch dann brannte immer noch die Deckenbeleuchtung. Für immer und ewig. Der Raum war für Begegnungen gedacht, aber bitte nicht im Dunkeln. Wer diese Lichter löschen wollte, musste, ähnlich wie der Held in einem Märchen, verschiedene Prüfungen bestehen. Die Lichter können nämlich nur mit einem Zauberstab gelöscht werden. Dieser existiert in der Form eines Schlüssels und Herr über diesen Schlüssel ist der Seminarsekretär. Ein im Grunde sehr freundlicher Wächter. Wir allerdings haben seine Geduld arg strapaziert. Stets sind wir in letzter Sekunde gekommen, um nach dem Schlüssel zu fragen. Das kollidierte mit seinen Arbeitszeiten und Nerven. Vor allem, als er nach ein paar Ausgaben des Lucia-Fests feststellte, dass unser Umgang mit seinem Zauberschlüssel nicht seiner Vorstellung von Sorgfaltspflicht und Zuverlässigkeit entsprach. Und dabei hatte er völlig Recht. Obwohl es der Schlüssel zum Gelingen des Lucia-Fests war, behandelten wir ihn äusserst nachlässig. Jedes Jahr versprachen wir dem Sekretär hoch und heilig, dass wir den Schlüssel nach dem Abmarsch der Lucia in seinen Briefkasten werfen würden. Ich weiss nicht mehr, ob wir das je geschafft haben. Mit jedem Glas Glögg – die darin enthaltenen, in Vodka eingelegten Rosinen einer sehr netten Norwegischlehrerin halfen auch nicht – rückten der Schlüssel und sein Schicksal weiter an die Peripherie unseres Bewusstseins. Mit Folgen. Manchmal steckte er am nächsten Morgen noch, manchmal suchten wir tagelang panisch nach dem Ding. Jedes Jahr wurde es unangenehmer, den Schlüsselwächter aufzusuchen. Und doch haben wir es irgendwie immer geschafft, dass die Lucia im *mörka* Begegnungsraum auftreten konnte. Und uns allen wunderschöne Erinnerungen an unsere Studienzeit an der Abteilung für Nordische Philologie an der Universität Zürich beschieden hat.

Elisabeth Eggenberger: *Lussekatter, Ringtanz und der Geist des Kafistüblis*

Was bleibt aus dem Nordistik-Studium in Zürich in Erinnerung? Das sind natürlich Inhalte – auch solche, für die ich mich erst im Laufe des Studiums erwärmte. Was mit einer Henning-Mankell- und Bullerbü-Begeisterung begann, weitete sich so unerwartet auf Inschriften im älteren Futhark oder dänisch-jüdisches Theater im 19. Jahrhundert aus. Aber wenn ich mich an das Studium zurückerinnere, so sehe ich erst in zweiter Linie Bilder aus Hörsälen und Seminarräumen vor mir. Viel eher spielt darin das „Kafistübli" eine Rolle, wo sich jahrelang das „Wohnzimmer" aller Skandinavistinnen und Skandinavisten am Deutschen Seminar befand, jener Raum, der Begegnungen und Austausch und damit auch ein Wir-Gefühl ermöglichte, bevor er leider unipolitisch bestimmt aufgegeben werden musste. Oder es tauchen Erinnerungen an Exkursionen auf, ans weihnächtliche Oslo, an Wanderungen über sattgrüne färöische Klippen, an Runensteine im jütländischen Regen. Natürlich auch an das Austauschjahr in Uppsala, ein durch die Studienordnung vorgegebenes Erlebnis, das zu den allerschönsten Jahren meines Lebens zählt. Vor dem inneren Auge erscheinen Bilder von Sommerfesten, erst im Wald am Zürichberg, später auf der Terrasse des Deutschen Seminars, Bilder von weissgewandeten Tärnor und Stjärngossar, die an Lucia durch die Gänge ziehen, Erinnerungen an Diskussionsrunden in freien Tutoraten, an Begegnungen mit skandinavischen Autorinnen und Autoren, an Gespräche mit Dozierenden, die uns Studierende kannten und ernst nahmen, an Stammtische im Zähringer, an viel Gelächter und ans gemeinsame Jammern in Prüfungsphasen.

Bei der Studienwahl war es mir nicht bewusst, doch bin ich im Nachhinein sehr froh, mich neben „etwas Vernünftigem" auch für ein kleines Orchideenfach als zweites Hauptfach entschieden zu haben. Dieses kleine Fach machte den Reiz des Studiums aus: Es ermöglichte eine Art Heimat im grossen Universitätsbetrieb fern jeglicher Anonymität – was schon mal dazu führte, dass man sich absprechen musste, wer die Vorlesung schwänzen durfte, damit der Professor nicht alleine da stand – und liess ein Gemeinschaftsgefühl durch eine geteilte Leidenschaft entstehen.

Diese Leidenschaft rührte aus unterschiedlichen Quellen: Einige sind über skandinavische Musik zum Fach gekommen, andere über Literatur, über Design, über ein historisches oder sprachliches Interesse oder auch nur über ihre Begeisterung für Elche. Ohne ein gewisses Interesse an Altisländisch oder Erzählanalyse reichte dies zwar nicht aus, um das Studium durchzuhalten. Doch all dies hatte eben auch Platz: Im Gegensatz zu den üblichen Sprachfächern reichen die Fachinhalte weit über Sprache und Literatur – die alleine ja schon genug hergeben – hinaus und umfassen eine ganze Kultur. So gehörten zu einer Exkursionsvorbereitung auch Referate über das Politsystem oder den färöischen Ringtanz dazu, wer etwas von Runen oder der Landnámabók verstehen wollte, musste sich zwangsläufig auch mit skandinavischer Geschichte befassen und wer den Schwedischkurs besuchte, durfte vor Lucia Weihnachtslieder üben. Midsommarfeste feiern und Pølser zubereiten war so auch ein Teil des Eintauchens ins Fachgebiet. Und als zwei besonders musikalische Mitstudierende ein „Nordistik-Chörli" gründeten, fand sich schnell eine ansehnliche Schar, die sich dem skandinavischen Liedgut annahm. Mir persönlich öffnete die Tatsache, dass sich die Skandinavistik nicht elitär auf „erwachsene" Literatur beschränkt, den Zugang zur Kinderliteratur und damit zu meiner heutigen Arbeitsstelle.

Ich begann mein Studium im zweiten Jahr nach der Bologna-Reform. Den Bologna-Studierenden wurde nachgesagt, sie seien nur auf der Jagd nach Punkten und rührten keinen Finger, wenn es dafür keine „Credits" gäbe. In der Nordistik habe ich das so nicht erlebt. Wir schrieben uns, wenn immer möglich, für zusätzliche Veranstaltungen ein – wann sonst hätten wir die Möglichkeit gehabt, Färöisch zu lernen? Wir engagierten uns im Fachverein, besuchten Anlässe der SGSS, organisierten freie Tutorate, um uns in der interskandinavischen Kommunikation zu üben, legten Vorschläge für eine neue Studienordnung vor. Sicher nicht alle, aber die Mehrheit der Studierenden hatte ein ehrliches Interesse am Fach, aber auch an den Menschen darin.

Ja, eigentlich wohl vor allem auch an den Menschen. Während mir aus dem zweiten, grösseren Studienfach kaum Bekanntschaften und noch weniger Freundschaften geblieben sind, hat die Nordistik Menschen in mein Leben gebracht, die ich nicht mehr missen möchte. Und dies, obwohl sich unsere Lebenswege ganz unterschiedlich entwickelt haben, die Branchen, in denen wir arbeiten, unterschiedlicher nicht sein könnten – wie es für Nordistinnen und Nordisten wohl üblich ist, denn eine Berufsausbildung ist dieses Studium nun mal keineswegs. Doch gerade diese Offenheit eröffnete uns – manchen nach einer Durststrecke – eine weite Palette an möglichen Lebensläufen. Und wenn auch bei einigen der Ikea-Bürostuhl noch das einzige skandinavische im Berufsalltag ist, so hat das Studium sicher Grundlagen gelegt, Netze geknüpft und Erinnerungen geschaffen, die uns durch das Leben begleiten.

Monika Gradalska: *Legenda równolegla*

Jak to jest być doktorantką na Universitecie w Zürichu? Nie mam jednoznacznej odpowiedzi na tak postawione pytanie. Przebywając na uczelni jestem zanurzona zarówno w znakomitych osiągnięciach Nordystyki w Zürichu i Bazylei jak i w swojej rzeczywistości, a w jej centrum znajdują się obecnie liczne aktualizacje stanów ducha bezpośrednio powiązane z fazami pracy nad doktoratem. O fazach tych, jak i o mojej przygodzie z Nordystyka w Zürichu, najlepiej opowiedzieć tworząc paralelę do legendy o Upiorze z Myrki i Garun. Tę staroislandzka opowieść usłyszałam po raz pierwszy podczas świątecznej uroczystości dla pracownikow Wydziału Germanistyki w grudniu 2016 roku. Należąca do Wydziału Katedra Nordystyki odpowiadała wówczas za wszelkie świąteczne przygotowania. Były one okryte ścisłą tajemnicą, aby przedwcześnie nie ujawnić zaproszonym niespodzianki wieczoru. Okazało się bowiem, ze Profesor Glauser, przy współudziale trzech innych osob, nakrecił 10-minutowy film, w którym – jako wizualnie wyeksponowany narrator – przedstawił widzom taką oto historię: „*Dawno temu żyl w Myrce zakrystian, który odwiedzał kobietę o imieniu Garun. Kobieta mieszkala w Bajgisa, po drugiej stronie rzeki Horga*" – rozbrzmiewał w sali głos Profesora. Od dawna wiem, że Professor to jedna z ważniejszych postaci nie tylko Nordystyki w Zürichu i w Bazylei, ale wybitna osobistość z dziedziny studiów skandynawskich w ogóle. Jako doktorantka postrzegam jego osobę również w nieco innej, indywidualnej perspektywie. To w pierwszym rzędzie mój promotor, indywidualista, nietuzinkowy intelektualista znany ze swojego zamiłowania do literatury, a od niedawna – co owego wieczora wyszło na jaw – także producent filmowy. „*Raz, na krótko przed Bożym Narodzeniem* – kontynuował z ekranu Profesor – *udał sie zakrystian do Bajgisa, aby zaprosić Garun do Myrki na czas Świąt. Zakrystian obiecal Garun przyjść po nią w porę, by towarzyszyć jej podczas uroczystości. Kiedy jednak wracał od dziewczyny, utonal w rzece Horga, gdyż ta z powodu nagłej odwilży stała*

sie nieprzejezdna, czego zakrystian wcześniej nie przewidział". Nie wszystko przecież można przewidzieć. Zwłaszcza w pracy nad doktoratem. Zgromadziłeś liczne dane, masz za soba konferencje, warsztaty, zdałeś kilka ważnych ezgazminow i nagle twoje przedsięwziecie tonie! Oczywiście z początku nie musisz zdawać sobie sprawy z tego, jak się rzeczy mają. Na niewielkim wydziale, na którym nie brakuje ludzkiej empatii, długo jeszcze możesz odczuwać entuzjazm wywoływany drobnymi, wyciszającymi skrzeczenie rzeczywistości sukcesami – podobnie jak i Garun, która będąc nieswiadomą wydarzeń nad Horgą, entuzjastycznie przygotowywala sie na Świeta w Myrce. „*W Wigilie usłyszano pukanie do drzwi… Kiedy Garun wyszła na zewnatrz, zobaczyła mężczyznę, co do którego była przekonana, że to zakrystian. Ten posadził ją na konia. Sam rownież usiadł przed nią, i tak* **pognali** *w stronę Myrki. Kiedy dotarli do rzeki Horga, koń przeskoczył oblodzony, wyboisty brzeg. Wówczas podniosł sie kapelusz na głowie mężczyzny i Garun zobaczyła odsloniętą trupią czaszkę."* W końcu jednak nadchodzi etap otrzeźwień. Sama idea nie wystarczy, przede wszystkim musisz zaczać pisać. Ale nie możesz. Próbujesz wystartować z wysnuwaniem tekstu z głowy – próbujesz raz, drugi raz, ale ów tekst nie nabiera wiarygodnej formy. Być może nie dopracowałeś koncepcji metodologicznej. A więc przeglądasz połacie niepotrzebnie zebranych danych i marzysz, żeby je zastąpić innymi, które gdzieś przecież są – to jednak wymagałoby nowego nakładu pracy. Powoli traci znaczenie wszystko, co zrobiłeś do tej pory. Wiesz, ze twój doktorat nie ma racji bytu, chyba że przybieże formę przerażającej fantasmagorii. *„Podrap mnie po plecach, Garun, Garun"* Ten fragment legendy to jednoczesnie punkt kulminacyjny filmowego wystąpienia mojego Profesora. W mimice jego twarzy nie da się nie dostrzec przebłysku wesołości, kiedy z symulowaną powagą wypowiada te słowa. Ja oczywiscie wciąż bardzo poważnie traktuje wszelkie zalecenia. Mimo rosnącego przerażenia usiluje coś wydrapać, by sprostać powziętemu zadaniu. Ale z jakim skutkiem? Raz, po całym dniu spedzonym nad doktoratem, spotykam przy wyjściu z budynku Germanistyki mojego promotora. Pan Glauser również zakończył dzień pracy i podsumował swój wynik: „Napisalem dziesięć stron". – „Aha" – reaguję – „Ja tylko dziesięć centymetrów". *„I tak Garun i zakrystian-zjawa dojechali do Myrki. Nie wjechali jednak do miasteczka, a skręcili przed furte cmentarza, skąd widać było już otwartą, pustą mogiłę."* To już pewny koniec, zdekonspirowana porażka i zarazem pustostan umysłu. Każde tłumaczenie bedzie jasno rozpoznawalnym klamstwem: „*trwaja intensywne prace koncepcyjne*" oznacza po prostu „*niczego jeszcze nie zrobilam*", a, „*jeśli dobrze pamietam*" to tak naprawdę: „*w ogole nie pamietam, nic nie wiem, wymyslam na poczekaniu*" … Oczywiście wciąż jeszcze można wołać o pomoc: „*Teraz Garun chwiciła za linę dzwonu. I dzwoniła nieprzerwanie, aż zbiegli się ludzie z Myrki i zabrali ją stamtad…*" – Tak, Nordystyka w Zürichu to przede wszystkim świetni ludzie, inspirujace, pełne erudycji rozmowy, z których z pewnościa można czerpać otuchę i uspokojenie… Ale co począć, gdy doktorat spędza sen z oczu, doprowadza do frustracji, prześladuje? W historii o zakrystianie z Myrki „*poslano w końcu po czarodzieja.* Ten przepędził ostatecznie zjawę serią zaklęć". Nordystyka w Zürichu też ma swoich czarodziejów. Pewnego dnia przyszedł do mojego biura Herr Glauser w takowej odsłonie i wyartykuował następujące zdanie: „Cieszę się, że pani doktorat w grudniu 2018 będzie skończony". Tymczasem mieliśmy sierpień tego samego roku. Cóż… Brak czasu najskuteczniej redukuje wytwory wyobraźni i niweluje niedoskonałości strategii metodologicznej. Wyzwala przy tym rozsądek twórczy – w moim przypadku zbiegło się to w czasie z przymusem urealnienia planu pracy. *„I nagle przestalo straszyć w Myrce i Garun mogła odetchnąć z ulgą"* – oczywiste, skoro wiadomo, co pisać.

Jest grudzień. To już? O nie… jeszcze troszeczkę… choćby do marca, wszak pisanie doktoratu może sprawiać frajdę, a studia skandynawskie w Zürichu – jeszcze wiekszą.

Eine weihnächtliche Doktoratsphantasie

Wie ist es für mich als Doktorandin an der UZH tätig zu sein? Auf diese Frage habe ich keine eindeutige Antwort. Während meines Studiums bin ich sowohl in die hervorragenden Leistungen der Zürcher und Basler Nordistik wie auch in meine eigene Realität eingetaucht. Im Zentrum der letzteren gibt es derzeit zahlreiche geistige Zustände, die eng mit den Phasen meiner Doktorarbeit zusammenhängen. Mein Abenteuer mit der Nordistik in Zürich lässt sich mit der isländischen Volkssage über den Küster von Myrká und Guðrún zu vergleichen. Diese alte isländische Geschichte habe ich erstmals während des Weihnachtsaperós 2016 gehört, als die Abteilung Nordistik für die Vorbereitung der jährlichen Feier verantwortlich war. Die Vorbereitung war einigermassen geheimnisumwittert, um den Gästen/Eingeladenen nicht vorzeitig eine Abendüberraschung zu verraten. Es stellte sich heraus, dass Professor Glauser mit Hilfe von drei weiteren Personen einen 10-minütigen Film drehte, in dem er als visuell exponierter Erzähler den Zuschauern die folgende Geschichte präsentiert: *„Einst war ein Küster von Myrká… Er hatte ein Verhältnis mit einer Frau, die Guðrún hiess; sie wohnte in Bægisá, auf der anderen Seite des Flusses Hörgá“* – ertönte die Stimme des Professors im Raum. *„Einmal kurz vor Weihnachten* – setzte der Professor von der Leinwand fort – *ritt der Küster nach Bægisá um Guðrún zum Weihnachtsfest nach Myrká einzuladen…“* Der Küster versprach Guðrún, rechtzeitig zu kommen, um sie zum Fest zu begleiten. Auf dem Heimweg ertrank er jedoch in der Hörgá, der aufgrund eines plötzlichen Tauwetters unpassierbar geworden war. Dies hatte der Küster nicht vorausgesehen. Nicht alles ist voraussehbar ab sofort. Insbesondere bei der Promotion. Du hast nötige Daten erhoben, zwei wichtige Workshops hinter dich gebracht, erfolgreich einige Prüfungen bestanden und trotzdem geht dein Unterfangen unter! Dieses Faktums muss du dir zunächst nicht bewusst sein. In einer kleinen Abteilung, in der es an menschlichen Einfühlungsvermögen nicht mangelt, kann man den mit den kleinen Erfolgen hervorgerufenen Enthusiasmus, der ein stilles Jammern der Wirklichkeit überdeckt, noch lange empfinden – so wie den, den Guðrún empfunden hatte, als sie sich, der Ereignisse am Hörgá unbewusst, auf das Fest in Myrká vorbereitet hatte. *„Am Heiligen Abend wurde plötzlich an der Tür geklopft… Als Guðrún hinauskam, sah sie einen Mann, von dem sie glaubte, es wäre der Küster. Er setzte sie aufs Pferd und setzte sich dann selber vor sie hin. So ritten sie eine Weile… Nun kamen sie zur Hörgá, und an ihrem Ufer waren hohe Eisränder, und als das Pferd darübersprang, hob sich der Hut des Küsters vom Hinterkopf und da sah Guðrún den nackten Totenschädel“.* Die Desillusionierung kommt doch endlich. Eine Forschungsidee ist nicht genug, man muss mit dem Schreiben beginnen. Wenn man aber nicht kann? Schreibversuche unternimmst du – du versuchst es ein- und zweimal, doch nimmt der Text keine glaubwürdige Fassung an. Vielleicht ist das methodische Konzept deiner Arbeit nicht ausreichend durchgearbeitet? Du schaust die Unmenge von Daten an und träumst davon, sie durch andere zu ersetzen. Die letzteren existieren irgendwo. Sie zu lokalisieren würde aber einen neuen Arbeitsaufwand erfordern. Was du bisher getan hast, wird allmählich bedeutungslos und die Verwirklichung des Projekts nicht mehr möglich, es sei denn, es sollte die Form einer furchtbaren Phantasmagorie annehmen. *„Kratz mir den Rücken, Garún, Garún…“* Dieser Auschnitt aus der Sage ist zugleich der Höhepunkt der filmstilistischen Performance meines Professors. In seinem Gesichtsausdruck ist ein Anflug von Fröhlichkeit zu erkennen, als er mit simuliertem Ernst diese Worte ausspricht. Ich

nehme hingegen die Forderung äusserst ernst an. Trotz der zunehmenden Verzweiflung und Angst, kratze ich, kritzle, um doch die kritische Phase zu bewältigen. Und zwar mit was für einem Effekt! Einmal, nach einem ganzen Tag der Arbeit an dem Projekt, treffe ich meinen Professor beim Ausgang des Deutschen Seminars. Herr Glauser beendete auch den Arbeitstag und fasste dessen Ergebnis zusammen: *„Ich habe zehn Seiten geschrieben"* – *„Aha"* – reagierte ich – *„Ich habe nur zehn Zentimeter geschafft"*. „So gelangten Guðrún und der Gespensterküster zu Myrká. Sie betraten jedoch nicht den Hof, sondern bogen vor das Friedhofstor, von wo ein leeres Grab zu sehen war". Dies ist ein sicherer Schluss, aufgeklärtes Scheitern, vakanter Geist. Alles, was ich noch zu meiner Verteidigung erklären vermag, wird eine deutlich erkennbare Lüge sein: *„es wird im Moment eine intensive konzeptuelle Arbeit fortgeführt"* bedeutet einfach *„ich habe noch nichts getan"*, *„soweit ich ich mich recht erinnere…"* ist es in der Tat: *„ich erinnere mich an überhaupt nichts, ich weiss nichts, ich mache alles aus dem hohen Bauch…"*. Natürlich kann man noch immer um Hilfe rufen. *„Nun griff Guðrún nach dem Glockenseil. Und sie läutete ununterbrochen, bis die Leute vom Hof in Mryká herauskamen und sie holten…"* – Ja, die Zürcher Nordistik ist vor allem durch wunderbare Menschen geprägt, darunter durch inspirierende Gespräche, aus denen man wieder neuen Mut schöpfen kann. Aber was tun, falls dich dein Doktorat um den Schlaf bringt, dich verfolgt, weitgehend frustriert? In der Geschichte über den Küster und Guðrún wurde letztendlich *„nach einem Zauberer geschickt"*. Der verjagte das Gespenst mit vielen Beschwörungen. Die Nordistik in Zürich hat auch ihre Zauberer. Eines Tages kam nämlich Herr Glauser in mein Büro und sagte: *„Es freut mich, dass Sie mit ihrer Promotion im Dezember 2018 fertig sein werden"*. Inzwischen hatten wir den August desselben Jahres. Na ja, der Zeitmangel dämpft Ausgeburten der Phantasie immer effektiv, darunter auch die methodischen Unzulänglichkeiten des Projekts. Er löst dabei eine schöpferische Vernunft aus, die in meinem Fall mit einer Anpassung des Forschungsplans an die Realität begann. *„Danach hörte aller Spuk in Myrká auf und Guðrún erholte sich wieder"*. Nun haben wir Dezember 2018. Oh… nein… noch ein bisschen… zumindest bis März, doch ist das Schreiben des Doktorats ein Vergnügen, und selbst die Tätigkeit an der UZH ein echter Spass.

Paul Michel: *Brot af Oskarskviðu. Ein Beitrag zur Füllung der Lücke des Codex Regius*

Glänzende Orden heimste Oskar im Nordland,
trinkend alle Tage den trefflichen Met.
Da schwindet das Licht in Schwedens Reich;
Nun taugt dem Helden, neue Taten zu wirken.

Auf staubigen Strassen steuert er südwärts.
Wo aber Antiquare sind, überquillt die Börse.
Den Volvo lädt der Weigand zur Fülle;
im Blechbauch Bücher lagern.

Kaum eine Lücke keine Luke nicht,
wo noch edel gebrannter Aquavit
mit Zapfen verkorkt zollfrei lagert.
Unter der Folianten Bürde birst schier das Heck.

(Diese Strophe aufgrund der „antiker Form sich nähernden" ausmalenden Epitheta wohl als unecht zu bezeichnen.)

Die Zürcher zetern mit zagem Herzen.
Wer soll die Ernte eintragen im Winter?
Es meidet die Müh der Bibliothekare mächtigster –
Geritzte Runen bleiben ruhn im Gestell.

(Die dritte Langzeile mit falschem Stab; ob damit etwas über den darin erwähnten Bibliothekar [Markus Pritzker] ausgesagt werden soll?)

Ledig der Last lenkt Oskar
den erzenen Sleipnir im Slalom gen Basel,
von Ort zu Ort eilend im Zigarrengewölk.
Lustvoll lehrt er, solange die Lohe glimmt.

Mit vielem Dank für alle empfangenen Anregungen und mit herzlichen guten Wünschen
Páll Michel, 9.2.1993

Lea Baumgarten: *Auch Ausländer dürfen sich enthalten. Ankommen am Deutschen Seminar in Zürich*

Es ist schwer zu sagen, was bei meinen Kollegen in Deutschland mehr Begeisterung auslöste: Meine Aussicht, im schönen Zürich zu leben, oder die Tatsache, dass ich am Deutschen Seminar arbeiten würde. Für mich selbst war es Letzteres, auch wenn die märchenhaft märchenhafte Stadt im Süden schon beim Vorstellungsgespräch (ich stellte mich vor, nicht sie) großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Umso mehr freute es mich, dass meine neuen Kollegen dort mich mit großer Herzlichkeit und Offenheit willkommen hießen. Die Zürcher Nordisten sind ausnahmslos sehr freundlich und hilfsbereit und lassen sich bereitwillig in Gespräche verwickeln, und nach heldenhafter Überwindung der Sprachbarriere – von ihrer Seite – versteht man sogar, was sie sagen! Merke: Durch freundliches Lächeln und Nicken lässt sich der Schweizer nicht täuschen. Vermutlich gibt es sogar einen Testsatz, mit dessen Hilfe sich, wenn er mit freundlichem Lächeln und Nicken beantwortet wird, zweifelsfrei feststellen lässt, dass das fragwürdig höfliche Gegenüber keine Ahnung hat, wovon die Rede ist. Der Schweizer ist nicht bereit, das durchgehen zu lassen – lieber spricht er Hochdeutsch. Man ist ihm dann allerdings auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, und so versucht man zumindest außerhalb der Mauern des Deutschen Seminars, quasi heimlich, sich in seine Sprache einzuhören, trotzt täglich dem Schaudern, das die mit unerbittlicher Konsequenz praktizierte Initialbetonung hervorruft, verarbeitet langsam den schmerzlichen Verlust des allernützlichsten Buchstabens der Welt und heimlichen Helden des Minimalpaares – Was in Gottes Namen mögen „Parkbusse" sein? Und warum steht überall, dass man sie bezahlen muss, wenn sie doch gar nicht fahren? –, nimmt am 6. Dezember nie zuvor gehörte alternative Bezeichnungen für den bevorzugt im Tram sein Unwesen treibenden Heiligen des Tages sowie seinen übergriffigen Anhang übergenerös zur Kenntnis und bezahlt im Supermarkt stets mit großen Scheinen, um zu verschleiern, dass man den Kassierer grundsätzlich erst beim dritten Mal versteht.

Das wichtigste Wort ist aber glücklicherweise schnell gelernt: Es lautet ‚Apéro'! Einen Apéro veranstaltet man in der Schweiz gerne und oft. Stehend und Häppchen essend ganz

ungezwungen über die Arbeit zu plaudern und dabei fotografiert zu werden klingt nach einem adäquaten Mittel, Geisteswissenschaftler zu foltern, doch geteiltes Leid ist gar kein Leid und womöglich ist genau das der Zauber des Apéro. Ich habe jedenfalls diese Einrichtung schnell schätzen gelernt, allein es fehlt die Musik! (Ist Musik bei Apéros verboten? Footloose all over again, nur ohne aufmüpfige Teenager in peinlichen Klamotten und mit mehr Gipfeli? Man weiß es nicht, aber in einem Land, in dem des Sonntags das Wäscheaufhängen untersagt ist, oder sagen wir es doch, wie es ist: im Grunde alles untersagt ist außer Cremeschnittenessen, womöglich auch aufmüpfige Teenager in peinlichen Klamotten – was zumindest deren Abwesenheit bei Apéros erklären würde –, und hoffnungsfrohe Gastarbeiter ein liebevoll mit „Ausländerausweis" überschriebenes Dokument mit sich führen müssen, das anmutet, als käme es direkt aus dem Jahr 1982, ist vermutlich alles möglich und nichts zu wahnsinnig.)

Doch zurück zum Thema. Die wunderbare Welt des Deutschen Seminars ist für den Neuankömmling beinahe zu schön, um wahr zu sein: Ein großzügiges Gebäude, dessen beeindruckende Umgebung von den alteingesessenen Kollegen mit dem schönsten Understatement nurmehr hingenommen wird, mit dem denkbar malerischsten Ausblick aus dem Bürofenster und einer Bibliothek im Untergeschoss, die nichts zu wünschen übriglässt (außer sich selbst, wenn sie demnächst abgeschafft wird). Wenn jetzt noch jemand Essen hinstellt – wann ist eigentlich der nächste Apéro? –, will man den Arbeitsplatz gar nicht mehr verlassen. Es sei denn für einen Besuch im Kaffistübli, denn hier lässt es sich gemütlich sitzen, durch ultrasouverän absolvierte Lebensmitteleinkäufe anfallende Münzenüberschüsse können im Getränkegeldkästchen versenkt und arglose Gäste mit dem extraschönen Panorama und bedenklich starkem Kaffee zu Tode erfreut werden. Gemütlich ist auch eine Einrichtung namens „Mittelbaukonferenz", über deren Existenz man zunächst angenehm überrascht ist, später nur noch überrascht. Hier kann man einen ganzen Abend damit zubringen, über die Verwendung von Mitteln für Gastvorträge, Sammelbände und – natürlich – Apéros abzustimmen (wichtig: Enthaltung bedeutet mit Nein stimmen, denn mit Nein stimmen bedeutet gesellschaftlichen Selbstmord), anschließend der Traktandierung einer Änderung der Regularien zur Verwendung von Mitteln für Gastvorträge, Sammelbände und Apéros beiwohnen und sich zu guter Letzt über den Stand derjenigen Dinge informieren lassen, die wirklich wichtig sind (und daher woanders entschieden werden). Nun ist dem Kölner an sich zwar zeremonielles Handeln ohne erkennbaren Sinn und Zweck weder fremd noch prinzipiell unsympathisch; doch scheint es in diesem Falle etwas weit zu gehen, und so ist man froh, dass nach Beendigung des crazy Budenzaubers der Weg zum Tram nicht mehr weit ist. Und wenn dann die gemütlichste aller Großstädte, um 20 Uhr schon müde werdend und den See so wunderbar im Dunkeln liegen lassend, am Fenster vorbeizieht und der Fahrer an der Endstation allen einen schönen Abend wünscht, freut man sich schon wieder über die Maßen, hier zu sein.

Literatur

Johannes Hunziker: *Dichte(r)stress im Museum*

Um dies sicherheitshalber gleich vorwegzunehmen: Es geht mir im Folgenden nicht darum, in jenen Chor einzustimmen, der seit Jahren mehr oder weniger hartnäckig die Diskrepanz zwischen Forschung und ihrer Vermittlung besingt. Und doch ist mit diesem Problem eine Erfahrung aus meiner Studienzeit behaftet, die sich während meiner späteren Tätigkeit als

Dozent wiederholen sollte: Obwohl wir uns seit Jahren – völlig zu Recht – wie ein Mantra vergegenwärtigen, dass die Autoren jener Texte, die wir in unseren Seminaren diskutieren, auch dann tot sind, wenn sie noch leben, habe ich kaum eine Exkursion erlebt oder mitorganisiert, die nicht früher oder später völlig selbstverständlich in mindestens ein Dichtermuseum geführt hätte. Ob mein Eindruck stimmt, dass es davon gerade in Skandinavien eine eigentümliche Häufung gibt, müsste erst noch überprüft werden. Was aber feststeht, ist ein gewisser Vorbehalt, inwiefern diese Museumsbesuche dem Verständnis unserer Kurslektüren tatsächlich zuträglich sein sollen.

Auch dies sei hier vorsichtshalber klargestellt: Nicht wenige dieser scheinbar vielen Dichtermuseen habe ich mit grossem Vergnügen besucht. Gleichwohl lässt sich die Frage so leicht nicht aus der Welt schaffen, ob es wirklich wichtig zu wissen ist, wie oft und zu welcher Uhrzeit Ibsen seine Badewanne benutzte und ob er Strindberg tatsächlich so sehr verachtete, dass er sich zu zweifelhaften Motivationszwecken dessen in Öl gemaltes Konterfei an die Wand vor seinem Schreibtisch hängen liess. Und auch die Erfahrung von Andersens durchaus stattlicher Körpergrösse schien mir immer verzichtbar. Mehr noch: Ich wurde den Verdacht nie ganz los, dass einen solche Erinnerungsorte sogar in die Irre führen, indem sie einen in ein geradezu persönliches Verhältnis zu Autorinnen und Autoren treten lassen. So muss ich unumwunden zugeben, dass ich Jeppe Aakjær v. a. deshalb immer gemocht habe, weil ich in seiner guten Stube einmal einen jener wunderbaren Röhrenradios von B&O entdeckt habe, deren Anblick mir seither so lieb ist, dass ich mir vor einigen Jahren selbst einen erstanden und restauriert habe. Nicht anders verhielt es sich bei meinen beiden Besuchen bei den Eheleuten Laxness, zu denen ich bald schon in ein beinahe persönliches Verhältnis getreten bin: Halldór habe ich stets etwas beneidet, weil er sich nach getaner Arbeit in sein ureigenes Exemplar von Arne Jacobsens „Ægget“ fallen lassen konnte, während ich mich mit billigen „kopimøbler“ zufriedengeben musste. Wäre ich allerdings der Hausherr gewesen – auch das muss ich zugeben –, hätte ich anstelle vom etwas allzu distinguierten „Jagúarinn“, der an schönen Tagen noch heute vor dem Anwesen parkt, wahrscheinlich eher ein italienisches Produkt bevorzugt; zwar nicht aus Maranello, aber dennoch in Ferrari-Rot.

Ich bin nicht stolz auf diese trügerischen Beziehungen und es steht ausser Frage, dass diese keinem einzigen der Text, die es von all diesen Schriftstellern zu entdeckten gibt, gerecht werden. Und so war es mit einer gewissen Erleichterung, als mir im Sommer 2015 im letzten Wohnhaus Esaias Tegnérs in Lund plötzlich die Lösung des Problems entgegentrat. Zwar erscheint auch dieses Museum in seiner heutigen Form zunächst als blosse Fortsetzung der schier unendlichen Liste, gibt es auch hier Kuriositäten wie die letzte Kautabak-Portion oder eine Locke des ehemaligen Bischofs von Växjö zu bewundern. Dies allerdings ist eine vergleichsweise „neue“ Entwicklung. Das Haus wurde schon einige Jahre nach dem Tod Tegnérs als erstes Dichtermuseum des Nordens überhaupt den damals nicht wenigen Bewunderern des Verfassers der *Frithiofs saga* zugänglich gemacht – allerdings in gut Hegelscher Manier: Die Einrichtung des Hauses wurde veräussert, denn der Gang durch die Räume hatte fortan einem höheren Ziel zu dienen, nämlich den Geist des grossen Mannes zu erfahren. Kautabak und Haarlocken hätten hier also nur gestört, auch wenn sie später ebenso wie das Mobiliar mühsam wiederbeschafft werden musste, weil sich das museumspädagogische Blatt gewendet hat.

Leider – muss man sagen. Denn wären die Räume bei Ibsen, Strindberg, Aakjær, Laxness und all ihren Vorgängern und Nachfolgern nur auf die Inspiration durch den Geist ihrer

früheren Bewohner ausgerichtet, würde die Leere vielleicht dazu verleiten, sich eingehender mit deren Texten zu beschäftigen; und im Unterricht hätten wir wenigstens eine theoretische Misere weniger. Im Fall von Esaias Tegnér hätte dies den willkommenen Nebeneffekt, einen scheinbar etwas verstaubten Autoren endlich einmal zu lesen. Aber eben: „things have changed", wie vor einigen Jahren ein Nobelpreisträger sang, von dem es dereinst sicher auch ein Museum geben wird.

Verena Stössinger: *Inseltexte und ein Pullover*

Der grösste Gewinn, das heisst: das grösste Geschenk, das mir mein Nordistikstudium beschert hat, ist die Begegnung und die Konfrontation mit den Färöern, dieser grüngrauen Inselwelt. Mit ihren Texten, der Kultur, der Landschaft und den Menschen. Während des Studiums kamen sie zwar kaum je zur Sprache, eigentlich nur in Oskar Bandles Sprachgeschichts-Seminaren. Da hat er uns einmal auch etwas Färöisches vorgelesen, ich verstand kaum ein Wort. Und als ich bei meiner Abschlussarbeit auf William Heinesen und Jørgen-Frantz Jacobsen stiess, konnte ich mit seinem Hinweis, dass die beiden „dänisch schreibende Färinger" seien, wenig anfangen. Bloss dafür danken. Die Literatur der Färöer nahm ich erst wahr, als Jürg Glauser (ich war inzwischen Assistentin geworden) mich bat, die Studierenden auf eine Exkursion auf die Inseln vorzubereiten. Und ich staunte, wie gross und reich sie ist, und wie wenig bekannt.

2001 war es, dass wir reisten. Und als ich mit den Geschichten im Kopf zum ersten Mal in Vágar auf dem nassen Rollfeld stand, die Haare im Gesicht, und mit dem Köfferchen auf das flache Flughafenhäuschen zuging, *hed's mer eifach de Ärmel inegnoo*. Anders kann ich es nicht sagen. Ich verfiel dem Land auf der Stelle. „Í tí tóma rúminum / sveimar tú / full / av tómum rúmum / ið tilsamans / verða eini hús", wie Tóroddur Poulsen geschrieben hat[145] – und das Haus hatte ein Dach und eine Tür und liess mich ein.

Der ersten Exkursion folgten weitere, folgten private Reisen, mehr und gründlichere Lektüren, Nachforschungen und Gespräche; es entstanden Projekte und längere Arbeitsaufenthalte in Tórshavn waren nötig. Zunächst erarbeiteten Anna Katharina Richter und ich die Anthologie *Von Inseln weiss ich*, eine Art färöische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts in Erzählungen; dann konnte ich Arthur Krasilnikoffs *Hvalens øje* an einen Schweizer Verlag vermitteln, diesen wild poetischen Bilderbogen seiner Kindheitsjahre in Tórshavn[146], später auch Sólrún Michelsens berührenden, literarisch komplexen Roman *Tema við slankum*[147]. Es folgte ein Erzählband mit zumeist noch nie ins Deutsche übersetzten „noveller" von William Heinesen, den ich herausgeben konnte[148], ich schrieb Essays und Artikel über Färöisches und einen Roman, der auf den Inseln spielt und mit ihren Geschichten.[149]

Aber nicht nur Texte habe ich mitten im Nordatlantik gefunden, sondern auch Musik und Bilder, den Ringtanz, ein paar kulinarische Erlebnisse und starke, anregende, kantige Menschen. Die eindrücklichste Begegnung bisher war die mit Emil Thomsen, dem verdienstvollen alten Verleger, der Sänger hatte werden wollen und Elektrolux-Vertreter geworden war. Wie

145 „Im leeren Raum / schwebst du / voll / mit leeren Räumen / die zusammen / ein Haus ergeben", in: Anker Mortensen, *akker*, Egið forlag 2001, S. 44.
146 *Das Auge des Wals*, dt. von Gisela Perlet, Wallimann, Alpnach 2010.
147 *Tanz auf den Klippen*, dt. von Inga Meincke, Unionsverlag, Zürich 2015.
148 *Hier wird getanzt!*, dt. von Inga Meincke, Guggolz, Berlin 2018.
149 *Die Gespenstersammlerin*, edition bücherlese, Hitzkirch 2017.

viele wichtige Bücher hatte er doch in der Druckerei hinter J. N. Jacobsens alter Buchhandlung gedruckt und in die Welt hinaus geschickt … Ich fuhr zu ihm nach Nólsoy, wo er wohnte. Er lag im Wohnzimmer auf das Sofa gebettet, rauchte unentwegt, schaute einen tonlosen Fernsehfilm in Schwarzweiss und wollte, als er hörte, dass ich aus der Schweiz käme, vor allem eines wissen: Ob ich Oskar Bandle kenne? Der sei auch aus der Schweiz und habe ihn einmal besucht.

Ja klar, sagte ich: Er sei an der Uni mein Lehrer gewesen und habe mir als erster die Färöer …

„Wie alt ist Oskar jetzt?"

„Etwas über achtzig, glaube ich."

„Ich bin zweiundneunzig!", rief Emil Thomsen, „und will hundert werden. Glaubst du, dass ich hundert werde?"

Ich glaubte das gerne, und dann sagte seine Frau, es sei gut, dass ich Oskar Bandle kennen würde, denn er habe, als er hier gewesen sei, etwas nicht mitgenommen. Ob ich es ihm nicht bringen könne?

„Was ist es denn?", fragte ich.

„Die Bücher von Viderø!", rief Emil Thomsen, aber die Frau schüttelte den Kopf. Sie stand auf, ging hinaus und kam nach einer Weile mit einer prallen Tüte zurück.

„Das hier", sagte sie.

In der Tüte war ein mächtiger Wollpullover, weiss mit braunen Pünktchen, und mit Rollkragen. Er sah aus wie neu. Ich dachte an Oskar Bandle, der, wie ich wusste, inzwischen in einem Altersheim war, das bestimmt gut beheizt war.

„Und wann war dieser Besuch? Weisst du das noch?", fragte ich Emil Thomsen (die Bücher wären mir nämlich lieber gewesen).

„Vor zwanzig Jahren", sagte die Frau.

Eruieren liess sich später, dass der Pullover sogar achtundzwanzig Jahre lang in Emil Thomsens Haus auf Oskar Bandle gewartet hat. Er freute sich im Altersheim darüber, wohin er ihm von Hand zu Hand gebracht wurde, und inzwischen trägt er ihn wohl auch: Er sitzt jetzt nämlich auf einer Wolke, studiert die Sprache der Engel und ist froh um das gute Stück. Meist weht, so weit oben, ja ein steifer Wind.

III.6. Rückblicke & Perspektiven

In den obenstehenden Kapiteln wurde versucht, in grossen Zügen einige der wichtigsten Entwicklungen, die zur Gründung der Abteilungen für Nordische Philologie an der Universität Basel und an der Universität Zürich führten, darzustellen und danach die Etablierung dieser Disziplin als Vollfach an den beiden Hochschulen zu analysieren und die hauptsächlichen folgenden Etappen in die jeweiligen Zusammenhänge zu stellen. Es zeigte sich dabei, dass die Nordistik in der Schweiz ein für eine kleine Fremdsprachenphilologie durchaus paradigmatische Entwicklung zwischen thematischer und methodischer Konstanz und Innovation durchlief. Nach der Berufung von Oskar Bandle zum ersten Ordinarius für Nordische Philologie und der Gründung der beiden Abteilungen zählten die Expansion durch die Errichtung eines Extraordinariats 1979 in Zürich und die folgenden Ausdifferenzierungen in die einzelnen Fachteile sowie die Wiederbesetzungen der Professuren von O. Bandle, H.-P. Naumann